



HENDRIK
BIRUS
GESAMMELTE
SCHRIFTEN

Band 2
Von Lessing bis Celan –
aus komparatistischer Sicht

Wallstein

Hendrik Birus
Gesammelte Schriften
Band 2

Münchener Universitätsschriften
Münchener Komparatistische Studien
Herausgegeben von Hendrik Birus
Band 13

Hendrik Birus Gesammelte Schriften

Band 2

Von Lessing bis Celan –
aus komparatistischer Sicht



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

»Ich bin, der ich bin«: Über die Echos eines Namens (Ex. 3,13–15)	9
Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen, exemplifiziert an Heißenbüttels Namenspektrum	37
Zur Übersetzbarkeit literarischer Namen	58
Das Rätsel der Namen in Lessings »Nathan der Weise«	73
»Introite, nam et heic Dii sunt!« Einiges über Lessings Mottoverwendung und das Motto zum »Nathan«	107
Lessings Widmungen	150
Lessing und die Weltliteratur	183
Eine nahezu versunkene Bücherwelt: Lessings Erwerbungen für die Wolfenbütteler Bibliothek	199
Von Herders »Volksliedern« zu Goethes »Weltliteratur«: Ein Siegeszug des literarischen Elitismus?	202
Herders Begriff der »Humanität«: Von Benjamin Franklin und Friedrich dem Großen zurück zu den Römern und Homer	211
»Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder«: Wiener und Weimarer Klassik in Konkurrenz	223
»Größte Tendenz des Zeitalters« oder »ein Candide, gegen die Poësie gerichtet«? Friedrich Schlegels und Novalis' Kritik des »Wilhelm Meister«	236
»Reaction als Fortschritt«: Zum Kunstprogramm der Romantik	258
Wiederholung der Anfänge: Zur produktiven Rezeption des europäischen Dramas des 16./17. Jahrhunderts in der deutschen Romantik	270
Zum Konzept einer europäischen Romantik	288

INHALT

6	Der ›Orientale‹ Jean Paul: Versuch über Goethes »Vergleichung« . . .	318
	Der ›Metaphoriker‹ Jean Paul	341
	Der Tod ein Traum: Zur Vor- und Nachgeschichte von Jean Pauls »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei«	370
	Systematische Verschiebungen der Erzählperspektive in Jean Pauls früher Prosa	383
	Raabes Erzählanfänge aus komparatistischer Sicht	403
	Aus dem Deutschen ins Deutsche übersetzen: Überlegungen zu Karl Kraus' Lyrik-Übersetzungen	434
	»Nun weiß man doch, wie sich das alles in Wirklichkeit zugetragen hat!« Thomas Manns »Joseph und seine Brüder« als simulierte Mimesis	478
	Prousts Farben	511
	Dramentheorien in Goethes »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« und in Joyces »Stephen Hero«	536
	Aufgegebene Werke: Goethes »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« – Joyces »Stephen Hero« – Prousts »Jean Santeuil«. Ein komparatistischer Versuch	549
	Celan – wörtlich	626
	»Hommage à Quelqu'un«: Paul Celans »Hüttenfenster« – ein ›Wink‹ für Johannes Bobrowski? . . .	676

Vier Celan-Kommentare

Sprachgitter	687
Es war Erde in ihnen	708
Zweihäusig, Ewiger	718
Hüttenfenster	728

Lobreden und Rückblicke

Laudatio auf Eberhard Haufe	751
Einführung zu einer Lesung von Ruth Klüger	759
Erinnerung an Ruth Klüger	765
Laudatio auf Grete Osterwald und Stefan Lorenzer	767
Laudatio auf Christa Krüger	773
Laudatio auf Martin Peiffer	779
From Ritual to Romance (and Beyond). Ein Rückblick	784

17

Frühe Fingerübungen

Rezensionen im Referatenorgan »Germanistik«

Antworten der Strukturalisten	789
Einführung in den Strukturalismus	789
Jean Piaget: Der Strukturalismus	790
Fritz J. Raddatz: Georg Lukács	791
Michail Bachtin: Literatur und Karneval	792
Michail Bachtin: Probleme der Poetik Dostoevskijs	792
Strukturelle Textanalyse	793
Autonomie der Kunst	794
Psychoanalyse und Literaturwissenschaft	795
Elmar Holenstein: Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus	795
Gershom Scholem: Walter Benjamin	796
Pavel Medvedev: Die formale Methode in der Literaturwissenschaft	797
Karin Hüskens-Haßelbeck: Stil und Kritik	797
Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft I/II	798
Roman Jakobson: Poetry of Grammar and Grammar of Poetry	799
Roman Jakobson: On Verse, Its Masters and Explorers	800
Nachweis der Erstpublikationen	801
Siglenverzeichnis	806
Abbildungsnachweise	811
Addenda und Corrigenda zu Band I der »Gesammelten Schriften«	812

Meinen Töchtern Katharina und Christiane

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen.

Hikmet Nameh – Buch der Sprüche

»Ich bin, der ich bin«: Über die Echos eines Namens

(Ex. 3,13–15)

Einer ist keiner. Es muß ihm einer anrufen.

Brecht, *Mann ist Mann*

»*Ich bin Ich.*« Dies ist der Ausgangspunkt von Fichtes »Wissenschaftslehre von 1794«, und das meint: »Das Ich *setzt sich selbst*«. ¹ Mit diesem Einsatz hat Fichte Epoche gemacht wie kaum ein Denker vor ihm: und zwar sowohl in der Poetik der Frühromantik wie in der Philosophie des Spekultativen Idealismus, ja noch in deren Kritik durch die Junghegelianer. Andererseits ist diese Formel aber auch als Skandalon empfunden worden. Man denke nur an den bald entbrennenden Atheismusstreit oder an Friedrich Heinrich Jacobis Nihilismus-Vorwurf, der bis zu Dostoevskij und Nietzsche, ja noch weit darüber hinaus eine reiche Konjunktur erleben sollte; oder auch einfach an die mokanten Reaktionen der Weimarer, wie in Schillers Brief an Goethe (28.8.1794): Nach den mündlichen Äußerungen Fichtes sei »alle Realität [...] nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bey der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declariert, wie wir neulich erwarteten«, ² oder in Goethes Brief an Christian Gottlob Voigt (10.4.1795), nachdem Verbindungsstudenten die Fensterscheiben in Fichtes Wohnung eingeworfen hatten:

Sie haben also das *absolute Ich* in großer Verlegenheit gesehen und freylich ist es von den Nicht Ichs, die man doch *gesetzt* hat, sehr unhöflich durch die Scheiben zu *fliegen*. Es geht ihm aber wie dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge der, wie uns die Theologen sagen, auch mit seinen Creaturen nicht fertig werden kann. (WA IV 10, 250)

Die bedeutendste literarische Reaktion aus dieser Richtung ist Jean Pauls »Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana«: ³ nicht nur eine der gelungensten

- 1 Johann Gottlieb Fichte: Werke 1793–1795, hg. v. Reinhard Lauth u. Hans Jacob, unter Mitw. v. Manfred Zahn, Stuttgart-Bad Cannstatt 1965 (J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reihe I, Bd. 2), S. 173–451, hier S. 259.
- 2 Schiller: Werke. Nationalausgabe, Bd. 27: Briefwechsel. Schillers Briefe 1794–1795, hg. v. Günter Schulz, Weimar 1958, S. 74.
- 3 Jean Paul: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Eduard Berend [u. a.], Weimar 1927 ff., Bd. 9, S. 457–501 (künftig nur unter Angabe der Paragrafenzahl zitiert).

Schriften Jean Pauls auf der Schwelle zwischen Dichtung und Philosophie, sondern auch eine der treffendsten Philosophensatiren der deutschen Literatur, der gegenüber Günter Grass' Heidegger-Parodien in den »Hundejahren«⁴ zur bloßen Kabarettnummer verblassen und mit der sich auch einschlägige Passagen aus Thomas Manns »Doktor Faustus«⁵ kaum messen können. Die Idee des »Clavis Fichtiana« (von Jean Paul stets maskulin gebraucht) ist mit wenigen Strichen vorgestellt: Schoppe (alias Leibgeber), der unglückliche Satiriker in Jean Pauls »Kardinalroman« »Titan« (1800–1803),⁶ hat sich so tief in Fichtes Philosophie hineinstudiert, daß er zu der Überzeugung gelangt, nur er allein existiere und Fichte mitsamt seiner »Wissenschaftslehre« sei bloß von ihm gesetzt. Sein Abriß der Wissenschaftslehre besteht aus 15 Paragraphen, beginnend mit »§. 1. *Was ist Wahrheit?*«, gefolgt von einer Aufzählung zentraler Fichtescher Begriffe in den Kurz-Paragraphen »3. *Ich, absolutes, reines*. Siehe Aseitas«, »4. *Immanentes Noumenon*. S. Aseitas«, »5. *Causa Sui, absolute Freiheit, unbedingte Realität*. S. Aseitas« und anschließend ihrer Erläuterung in § 6 durch eben den scholastischen Begriff der »Aseitas«:

Diese und absolutes oder reines Ich (§. 3) und unbedingte Realität (§. 5) und immanentes Noumenon (§. 4) sind Synonymen der Gottheit. Der Himmel – welches ich bin – gebe, daß ich faßlich werde. [...]

Der »Clavis« kulminiert im »§. 12. *Leibgeber*«, beginnend mit den Worten:

Es frappt mich selber (sagt' ich, als ich mein System während eines Fußbades flüchtig überblickte, und sah bedeutend auf die Fußzehen, deren Nägel man mir beschnitt), daß ich das All und Universum bin; mehr kann man nicht werden in der Welt als die Welt selber (§. 8) und Gott (§. 3) und die Geisterwelt (§. 8) dazu. [...]

und »§. 13. *Vielgöttereier oder Viel-Icherei*« mit der satirisch-blasphemischen Tirade:

Andere Götter oder Ichs neben mir zu haben, verbietet der mosaische Dekalogus eben so scharf, als es der fichtische gebietet. Der Verfasser dieses Clavis muß es allen, die ihn lesen und rezensieren, rund heraus bekennen, daß er, als streng-konsequenter *Theoretiker*, unmöglich mehrere Wesen

4 Vgl. Günter Grass: Hundejahre. Roman (1963), Göttingen 2020 (Werke. Neue Göttinger Ausgabe, Bd. 8), bes. S. 398–401, 443–447, 501–506 u. 708–710.

5 Vgl. Thomas Mann: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde (1947), hg. v. Ruprecht Wimmer, unter Mitarbeit v. Stephan Stachorski, Frankfurt a. M. 2007 (WBT 10.1), bes. S. 138–157.

6 Jean Paul (Anm. 3), Bd. 8 u. Bd. 9, S. 3–456.

glauben kann als sein eignes, weil durch dasselbe alles hinlänglich erklärt und produziert und integriert wird, worüber man fragte und focht [...].

Und dies mündet im abschließenden »§. 15. *Die Leiden eines Gottes im Gethsemane-Garten*« in die verzweifelte Klage:

Rund um mich eine weite versteinerte Menschheit – In der finstern unbewohnten Stille glüht keine Liebe, keine Bewunderung, kein Gebet, keine Hoffnung, kein Ziel – Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben, Nichts um mich und ohne mich Nichts als Nichts – Mir nur bewußt meines höhern Nicht-Bewußtseins – In mir den stumm, blind, verhüllt fortarbeitenden Dämogorgon, und ich bin er selber – So komm' ich aus der Ewigkeit, so geh' ich in die Ewigkeit – –

Und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? – Ich. – Wer hört sie, und wer kennt mich nach der Ewigkeit? – Ich. –

Im »Titan« endet der Verfasser des »Clavis« schließlich im Wahnsinn und stirbt bei der Wiederbegegnung mit seinem ihm zum Verwechseln ähnlichen Freunde mit den Worten: »Ich auch, Ich gleich Ich.«⁷ In Fichtes »Ich bin Ich« sind so für Jean Paul drei Perspektiven unauflöslich verschränkt: philosophischer Egoismus, theologische Selbstermächtigung und Wahnsinn als deren Resultat. Und das Gewahren dieser Mehrdeutigkeit ist ihm zugleich die Lösung des Rätsels der »Wissenschaftslehre«.

Den Vorwurf des erkenntnistheoretischen und ethischen Solipsismus instrumentiert Jean Paul durch einschlägige Wendungen aus Fichtes und Schellings Schriften – wozu allerdings Fichte in der Ankündigung einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre (»Allgemeine Zeitung«, 24. I. 1801) nur lakonisch bemerkte: »Dieser Schlüssel mag wohl nicht schließen; denn der Verfertiger desselben ist nicht hineingekommen.«⁸ Indem Jean Paul die Schlüsselbegriffe des Subjektiven Idealismus zusätzlich mit theologischer Terminologie überblendet, erscheint das prometheische Pathos der Fichteschen Philosophie im Lichte des luziferischen »appetitus similitudinis Dei«, des »Strebens nach Gottähnlichkeit«, das Augustinus als »experimentum suae medietatis«, als »Versuch, sich selbst zum Mittelpunkt zu machen«, beschrieben hatte. Womit zugleich die Perspektive des Wahnsinns eröffnet ist: denn bei diesem Versuch, seine Selbstmächtigkeit zu erproben, stürzt der

7 Jean Paul (Anm. 6), Bd. 9, S. 428.

8 Johann Gottlieb Fichte: [Ankündigung:] Seit sechs Jahren (1801), in: Fichte: Werke 1800–1801, hg. v. Reinhard Lauth u. Hans Gliwitzky, unter Mitw. v. Erich Fuchs u. Peter K. Schneider, Stuttgart-Bad Cannstatt 1988 (J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reihe I, Bd. 7), S. 143–164, hier S. 158.

Mensch – Augustinus zufolge – gleichsam in sich selbst als Mittelpunkt, und statt die erhoffte Gottähnlichkeit zu erlangen, wird er vielmehr (wie in Psalm 49,13 beschrieben) dem unvernünftigen Vieh gleich.⁹

Doch Schoppes letzte Worte am Rande des Wahnsinns sind nicht allein durch den Einsatz der Fichteschen »Wissenschaftslehre« inspiriert, sondern Schoppe selbst macht noch einen anderen Präzedenzfall dafür namhaft: »die letzte Phrasis, die der wahnsinnige Swift [...] kurz vor seinem Tode sagte, hieß: ich bin ich – Philosophisch genug!«¹⁰

Freilich lauteten Swifts letzte Worte der Überlieferung gemäß gar nicht: »I am I«, sondern vielmehr: »I am what I am.«¹¹ Was also in Jean Pauls Roman als Präfiguration des Fichteschen »Ersten Grundsatzes« erscheint, ist in Wahrheit die Postfiguration eines sehr viel ehrwürdigeren Ausspruchs: nämlich von Jahwes Namensoffenbarung gegenüber Mose am Berge Horeb. Vom Zusammenhang beider Aussprüche – und dazu noch denen eines Shakespeareschen Komödienhelden sowie Schopenhauers – handelt eine kleine tiefsinnige Studie des argentinischen *poeta doctus* und Essayisten Jorge Luis Borges mit dem vielversprechenden Titel »Historia de los Ecos de un Nombre« (»Geschichte der Echos eines Namens«).¹²

In diesem Essay skizziert Borges einleitend verschiedene Interpretationsmöglichkeiten jenes (wie er sagt) »dunklen Ausspruchs«: So, daß Gott hier – im Sinne des »magischen« Namensverständnisses – Moses Frage nach seinem Namen aus dem Wege gehe und eine ausweichende Antwort gebe (dafür beruft sich Borges auf Martin Buber). Oder daß damit im Gegenteil eine ontologische Behauptung gemacht werde: etwa daß Gott allein existiere (so, Borges zufolge, die christliche Theologie) oder daß das Wort »ich« allein von ihm ausgesprochen werden könne (so der Maggid von Mesritsch).¹³

Doch wie es sich für einen guten Essay geziemt, wirft Borges hier mehr Fragen auf, als er beantwortet:

9 S. Aurelius Augustinus: De Trinitate Libri XV, cvra et stvdio W.J. Mountain, avx. Fr. Glorie, T. 1: Libri I–XII, Turnholt 1968 (Corpus Christianorum. Ser. Lat. 50: S. Aurelii Augustini Opera XVI/1), S. 370 f. (XII, 11); vgl. hierzu ferner Walter Rehm: Experimentum medietatis. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, München 1947, bes. S. 7 ff.

10 Jean Paul (Anm. 6), Bd. 9, S. 396.

11 Vgl. E. Berends Anmerkung in: ebd., S. 582, sowie John Middleton Murry: Jonathan Swift. A Critical Biography, London 1954, S. 484.

12 Jorge Luis Borges: Obras Completas, hg. v. C.V. Prias, Buenos Aires 1974, S. 750–753; dt. Übs. v. Karl August Horst: Geschichte des Echos eines Namens, in: Jorge Luis Borges: Essays 1952–1979, München, Wien 1981 (Gesammelte Werke 5/II), S. 169–173.

13 Ebd., S. 751; dt. Übs., S. 170 f.

(1) Handelt es sich hierbei wirklich nur um »versprengte« Echos und Interpretationsversuche eines Bibelwortes, oder stehen diese untereinander in einem Traditionszusammenhang? Und wenn ja, gibt es eine einsichtige Abfolge von Stationen innerhalb dieser Tradition?

(2) Kann man, hinter diese Echos zurückgehend, etwas über die ursprüngliche Bedeutung jenes biblischen Ausspruchs selbst sagen? Denn offenkundig sind die von Borges angeführten Interpretationen – ausweichende Antwort Gottes oder aber Offenbarung eines Onto-Theologicums – nicht ohne weiteres miteinander verträglich.

(3) Inwiefern kann »Ich bin, der ich bin« überhaupt (wie dies Borges tut) als »sentenziöser Name Gottes« angesehen werden? (Zumindest hat es darauf in der Tradition sehr verschiedene Antworten gegeben.)

(4) Muß man nicht über den isolierten Ausspruch als solchen hinausgehen, um aus seinem biblischen Kontext – den Borges schlicht als bekannt voraussetzt – Aufschluß über seine wahre Bedeutung zu gewinnen? Ich werde versuchen, ausgehend von der letzten auch die drei anderen Fragen wenigstens skizzenhaft zu beantworten.

Die »geheimnisvollen Worte« (so Borges) stehen im 3. Kapitel des 2. Buchs Mose, des *Exodus*-Buchs – in der jüdischen Tradition überschrieben *Šemōt* (»die Namen«). »Wir lesen da«, schreibt Borges lakonisch, »daß der Schafhirte Moses, der Verfasser und die Hauptfigur des Buchs, Gott nach seinem Namen fragte und dieser antwortete: *Ich bin, der ich bin.*«¹⁴ Doch diese Zusammenfassung verschweigt mehr, als sie mitteilt. Denn die Kundgabe des Gottesnamens ist nicht etwa ein isolierter Akt, sondern sie ist der Höhepunkt eines weitgespannten Dialogs, in dem Mose einerseits durch die unverkennbare Analogie zu den Gottesoffenbarungen an Jakob in Bethel (als »Gott zu Bethel« – Gen. 31,11–13) und in Beerscheba (als »Gott deines Vaters« – Gen. 46,2–4) mit der Patriarchentradition verknüpft wird, durch das Schema aber von »Sendung – Einwand – Beistandsversprechen« und durch die »Botenformel« mit der Tradition der Retter und Propheten (mit Saul: 1. Sam. 9,16ff.; Gideon: Ri. 6,14–16; Jeremia: Jer. 1,6–8).¹⁵

14 Borges (Anm. 12), S. 750; dt. Übs., S. 169.

15 Vgl. Wolfgang Richter: Die sogenannten vorprophetischen Berufungsberichte. Eine literaturwissenschaftliche Studie zu 1 Sam 9,1–10, 16, Ex 3f. und Ri 6,11b–17, Göttingen 1970 (Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, 101), bes. S. 50 u. 113; sowie schon Hugo Gressmann: Mose und seine Zeit. Ein Kommentar zu den Mose-Sagen, Göttingen 1913, bes. S. 31ff., und Georg Fohrer: Überlieferung und Geschichte des Exodus. Eine Analyse von Ex 1–15, Berlin 1964 (Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 91), bes. S. 37ff.

Unmittelbar voraus geht zu Beginn des 3. Exodus-Kapitels die Erscheinung Gottes am Gottesberg, in einem Zusatz »Horeb« genannt (Ex. 3,1), sein Anruf Moses (v. 4) und seine Selbstvorstellung als »der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs« (v. 6); auf Gottes Sendungsauftrag Moses zum Pharao (v. 9 f.) antwortet Mose mit einem Einwand (v. 11), den Gott mit der Versicherung seines Beistands: *'əhyəh 'immāk* »Ich werde mit dir sein« und der Ankündigung eines Zeichens (v. 12) zum Schweigen gebracht glaubt. Trotzdem wagt es Mose, nochmals das Wort zu ergreifen (und ich übersetze die folgenden Sätze so wörtlich wie möglich):

v. 13: *wayyōmar mōšə 'əl-hā'ələhīm* »Und Mose sagte zu Gott:«

hinnē 'ānōkī bā 'əl-be'nē yisrā'el wə'āmartī lāhəm »Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme, und ich sage zu ihnen:«

'ələhē 'əḥōtēkəm šelāḥanī 'alēkəm »Der Gott eurer Väter sendet mich zu euch.«

wə'āmēru-lī ma-šēmō »Und sie fragen mich: Was ist sein Name?«

mā 'ōmar 'alēhəm. »Was soll ich ihnen sagen?«

Auf diese vorsichtshalber dem Volk Israel in den Mund gelegte Bitte um den Namen Gottes als Autorisierung seiner Botschaft heißt es nun:

v. 14: *wayyōmar 'ələhīm 'əl-mōšə* »Und Gott sagte zu Mose:«

'əhyəh 'āšər 'əhyəh »Ich werde dasein, als der ich dasein werde.« (Oder gemäß der traditionellen Übersetzung: »Ich bin, der ich bin.«)

wayyōmar kō tōmar liḥnē yisrā'el »Und er sagte: So sollst du zu den Israeliten sagen:«

'əhyəh šelāḥanī 'alēkəm. »Ich bin da: sendet mich zu euch.«

Darin mag man durchaus einen »Anflug von Unmut und Ungehaltenheit«¹⁶ spüren, denn tatsächlich nennt Gott hier ja *nicht* (wie gewünscht) seinen eigentlichen Namen, mit dem er etwa in Not angerufen oder im Glück gepriesen werden könnte. Allerdings darf man auch nicht den wörtlichen Anklang des *'əhyəh* (»ich werde dasein/ich bin da«) an das unmittelbar vorausgegangene Beistandsversprechen in v. 12: *'əhyəh 'immāk* (»Ich werde mit dir sein«) überhören.

16 Otto Eißfeldt: Jahwe, der Gott der Väter, in: Eißfeldt: Kleine Schriften, Bd. 4, hg. v. Rudolf Sellheim u. Fritz Maass, Tübingen 1968, S. 79–91, hier S. 81.

Vor allem ist dies aber noch nicht das Ende von Gottes Antwort, sondern der Bericht fährt fort:

v. 15: *wayyōmar 'ōd 'elōhīm 'el-mōšə* »Und wiederum sagte Gott zu Mose:«

kō tōmar 'el-be'nē yiśrā'el »So sollst du zu den Israeliten sagen:«

YHWH 'elōhē 'abōtēkəm »Jahwe, der Gott eurer Väter,«

'elōhē 'abrāhām 'elōhē yi šhāq 'elōhē ya'aqōb šelāhanī 'alēkəm »der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, sendet mich zu euch.«

zə-šəmi le'ōlām wezə zikrī le'dōr dōr. »Dies ist für immer mein Name, und dies ist meine Anrufung von Geschlecht zu Geschlecht.«

Das heißt: dieser Dialog kulminiert nicht etwa in unserer rätselhaften Formel, sondern vielmehr in der folgenden Offenbarung des Namens *Yahwē* und in seiner feierlichen (also keineswegs selbstverständlichen) Identifikation mit dem bisher namenlosen »Gott der Väter«, dem »Gott Abrahams«, dem »Gott Isaaks« und dem »Gott Jakobs«, die ihrerseits in noch früherer Zeit selbständige Sippen- oder Stammesgottheiten gewesen sein mögen.¹⁷

Was ist dann aber die Funktion des »Ich bin, der ich bin«? Es ist nicht der Höhepunkt von Gottes Selbstexplikation, sondern lediglich ein vorbereitender Schritt dahin. Und es ist nicht etwa der Name Gottes selbst, sondern eine der vielen etymologischen oder volksetymologischen Namenerklärungen, wie *Adam* von »Erde« oder wie die 14 wortspielerischen Namendeutungen der Jakobssöhne (Gen. 29,31–30,24), wo beispielsweise *Joseph* sowohl von der Wurzel *'SP* »wegnehmen« als auch von *YSP* »hinzufügen« abgeleitet wird (Gen. 30,23 f.) – Namendeutungen, die in keinem Buch der Weltliteratur so zahlreich sein sollen wie im Pentateuch.¹⁸

Was der Name *Yahwē* ursprünglich bedeutet, ist bis heute nicht mit Sicherheit geklärt, zumal er wahrscheinlich vor-israelitischen Ursprungs ist – bezeichnenderweise wird er Mose im Gebiet seines midianitischen (also aus-

17 Vgl. Albrecht Alt: Der Gott der Väter, in: Alt: Kleine Schriften zur Geschichte des Volkes Israel, Bd. 1, 4. Aufl., München 1968, S. 1–78, bes. S. 9 f.; vgl. dagegen bes. Bernd Diebner: Die Götter des Vaters. Eine Kritik der »Vätergott«-Hypothese Albrecht Alts, in: Dielheimer Blätter zum Alten Testament 9, 1975, S. 21–51, sowie Eberhard Ruprecht: Die Religion der Väter. Hauptlinien der Forschungsgeschichte, in: Dielheimer Blätter 11, 1976, S. 2–29.

18 F[rantz] Dornseiff: Antikes zum Alten Testament (1), in: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft und die Kunde des nachbiblischen Judentums N. F. 11 [52], 1934, S. 57–75, hier S. 60.

ländischen) Schwiegervaters offenbart. Dessenungeachtet (oder: gerade deshalb) ist die Etymologie des Jahwe-Namens geradezu zu einem Tummelplatz der alttestamentlichen, ja darüber hinaus der vorderorientalischen Onomastik geworden, die hier aber nur ganz kurz gestreift werden soll. So hat man inzwischen Ableitungen von *ḥāyā* 'leben' vorgeschlagen: ›Gott der Lebensschaffende‹; oder von *ḥāyā* ›fallen‹: als ein Gott, der sich in Himmelserscheinungen wie Meteoren und Gewittern manifestiert;¹⁹ oder von der aus dem Arabischen bekannten semitischen Wurzel *HWY* ›leidenschaftlich sein‹.²⁰ Vor allem aber hat man seit längerem immer wieder versucht, *Yahwā* als eine Hifil-(d. i. Kausativ-)Form von *HWH/HYH* (›sein‹) zu interpretieren: ›er lässt sein‹, im Sinne des ›Schöpfers‹.²¹ – Doch das Wahrscheinlichste ist noch immer die Deutung, die in unserem Text nahegelegt wird, *ʾəhyəh ʾāšer ʾəhyəh* ›ich werde sein, der ich sein werde/ich bin, der ich bin‹ und die Kurzform *ʾəhyəh* ›ich werde dasein/ich bin‹ – diese Selbstaussagen fungieren hier nämlich unverkennbar als wortspielerische, genauer: als paronomastische Vorausdeutungen auf den anschließend offenbarten Namen *Yahwā*, der so als 3. Pers. Sg. Impf. des Grundstamms Qal von *HWH* (einer archaischen Form von *HYH* ›sein‹) erscheint: nämlich ›er ist / er wird dasein‹. Unsere rätselhafte Formel ist somit lediglich eine Transposition dieser Deutung des Jahwe-Namens in die 1. Pers. Sg.: statt ›er ist/er wird dasein‹ – ›ich bin / ich werde dasein‹.²² Diese ursprüngliche Funktion als »a kind of wordplay on the divine name יהוה«²³ macht auch verständlich, warum das *ʾəhyəh ʾāšer ʾəhyəh* nur

19 Vgl. Die Heilige Schrift des Alten Testaments, Bd. 1, hg. v. Alfred Bertholet, übers. v. Emil Kautzsch, 4. Aufl., Tübingen 1922, S. 103.

20 Vgl. S[hlomo] D[ov] Goitein: YHWH the Passionate. The Monotheistic Meaning and Origin of the Name YHWH, in: *Vetus Testamentum* 6, 1956, S. 1–9.

21 Vgl. William Foxwell Albright: Yahweh and the Gods of Canaan. A Historical Analysis of Two Contrasting Faiths, London 1968 (Jordan Lectures in Comparative Religion 7), S. 147 ff.

22 Vgl. Max Reisel: The Mysterious Name of Y. H. W. H. The Tetragrammaton in Connection with the Names of EHYEH ašer EHYEH – Hühā – and Šem Hamm^cphôraš, Assen 1957 (Studia Semitica Neerlandica 2); ferner Raymond Abba: The Divine Name Yahweh, in: *Journal of Biblical Literature* 80, 1961, S. 320–328.

23 Bertil Albrektson: On the Syntax of יהוה אשׁר יהוה in Exodus 3:14, in: *Words and Meanings, Essays presented to David Winton Thomas*, ed. by P. R. Ackroyd and B. Lindars, Cambridge 1968, S. 15–28, hier S. 27; kritisch gegen diese Interpretationsrichtung z. B. Martin Buber: Moses, Heidelberg 1952, S. 66, u. Johannes Lindblom: Noch einmal die Deutung des Jahwe-Namens in Ex. 3, 14, in: *Annual of the Swedish Theological Institut* 3, 1964, S. 4–15, hier S. 4.

ein einziges Mal im Alten Testament vorkommt und auch kein einziges Echo (außer einer möglichen Anspielung in Hos. 1,9) im ganzen Text findet.²⁴

Wie aber konnte dieser Satz dann in der christlichen Tradition zu einem zentralen Theologumenon des Alten Testaments avancieren und von Augustin bis Schelling eine ununterbrochene Kette von Explikationen zur Folge haben? Soviel kann hier vorweggenommen werden: Eine Schlüsselstellung gewann jene Selbstaussage Gottes erst durch das Unkenntlichwerden ihres ursprünglichen Kontexts, besonders durch die Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, und dann im Zuge der darauf fußenden Bibelexegese mit den begrifflichen Mitteln der abendländischen Philosophie. Denn einzig an dieser Stelle glaubte man, dem Alten Testament ein der griechischen Metaphysik äquivalentes Onto-Theologicum entnehmen zu können – und noch dazu als direkt von Gott offenbartes.

Vorbereitet wurde diese mehr als tausendjährige metaphysische Interpretationsgeschichte unserer Formel allerdings durch tiefgreifende Verschiebungen im traditionellen jüdischen Verständnis des hier erörterten Exodus-Abschnitts:

(i) Lag sein Sinn wesentlich in der Verknüpfung heterogener Traditionselemente: nämlich von *Jahwe* als einer ursprünglich an den Horeb oder Sinai gebundenen Gottheit mit dem lokal nicht fixierten *Gott der Väter* (seinerseits wohl einem Verschmelzungsprodukt früherer Gottheiten partikulären Charakters),²⁵ dann mußte gerade das Gelingen dieser Integration und die künftig selbstverständliche Antwort »Jahwe = Gott der Väter = Gott Abrahams, Gott Isaaks und Gott Jakobs« die ihr vorausgegangene Frage nach deren wechselseitigem Verhältnis zum Verschwinden bringen.

(ii) Indem zunehmend das Aussprechen des Gottesnamens *Yahwē* vermieden und er stattdessen – wie noch heute von frommen Juden – als *'adōnāy* (›Herr‹) gelesen wurde, begann die wortspielartige Beziehung des »Ich bin, der ich bin« auf den Gottesnamen unkenntlich zu werden. Diese Entwicklung kulminierte in der Septuaginta, der griechischen Übersetzung des Alten Testaments aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., wo der Eigenname *Yahwē* generell durch den Gemeinnamen *Κόπιος* (›der Herr‹) ersetzt wird:²⁶ Nur so konnte die bloß vorbereitende paronomastische Namenmotivierung

24 Vgl. Oskar Grether: Name und Wort Gottes im Alten Testament, Gießen 1934 (Beiheft zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 64), S. 9.

25 Vgl. hierzu auch Werner H. Schmidt: Alttestamentlicher Glaube in seiner Geschichte, Neukirchen-Vluyn 1975 (Neukirchener Studienbücher 6), bes. S. 16–29 u. 58–65.

26 Vgl. Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. 3, hg. v. Gerhard Kittel [u. a.], Stuttgart 1938, S. 1038–1098: s. v. ›kyrios [...]‹. bes. S. 1056 ff.

als die eigentliche Antwort auf die Frage nach Gottes Namen (wie bei Augustin²⁷ und Thomas)²⁸ oder aber als Antwortverweigerung (wie bei Philo von Alexandrien)²⁹ mißverstanden werden.

(iii) Die Übersetzung ins Griechische veränderte entscheidend den Bedeutungsgehalt des *'əhyəh 'ašer 'əhyəh*. Und zwar weniger, weil hebr. *HYH* (›sein‹) im Gegensatz zu griech. εἶναι (›sein‹), verstanden als ›reine Existenz‹ oder ›Sein an sich‹, etwa stets ein ›dynamisches Wirksamsein‹ bedeutete (wie in den letzten Jahrzehnten gern behauptet worden ist)³⁰ – denn dies trifft so weder für das Hebräische noch für das Griechische zu –, sondern weil die weitgehend abstrakte Bedeutung dieser Formel im hebräischen Urtext durch die wörtliche Übereinstimmung mit den beiden flankierenden, mit *'əhyəh 'im* beginnenden Beistandsversprechen – Ex. 3,12 »ich werde mit dir sein« und Ex. 4,12 »ich werde mit deinem Munde sein« – konkretisiert wird,³¹ während in der griechischen Übersetzung der Septuaginta diese verbale Verklammerung um der Verständlichkeit willen vollständig preisgegeben wird: Ex. 3,12: Ἐσομαι μετὰ σοῦ, Ex. 3,14: Ἐγὼ εἰμι ὁ ὢν, 4,12: ἐγὼ ἀνοίξω τὸ στόμα σου. – Ferner: weil das präsentisch wie futurisch übersetzbare alt-hebräische Imperfekt hier – ganz im Sinne der klassischen griechischen Ontologie – durch das Präsens wiedergegeben wird. – Und schließlich: weil

27 St. Aurelius Augustinus: Opera Omnia, T. 4, P. 2: Enarrationes in Psalmum, hg. v. J.-P. Migne, Paris 1841 (Patrologiae Cursus Completus. Ser. Lat. 37), Sp. 1622 (Ps. 71,5).

28 Vgl. Thomas von Aquin: Summa theologia (Dt.-Lat.), Bd. I, Salzburg [o. J.], S. 303 (I 13,11).

29 Vgl. Philo: De mutatione nominum, in: Philo von Alexandria: Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 6, hg. v. Leopold Cohn [u. a.], Berlin 1962, S. 102–162, hier S. 110 ff. (§ 11 ff.).

30 Vgl. etwa Carl Heinz Ratschow: Werden und Wirken. Eine Untersuchung des Wortes *hajah* als Beitrag zur Wirklichkeitserfassung des Alten Testaments, Berlin 1941 (Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 70), S. 81 f.; Theodor C. Vriezen: *'Ehje 'ašer 'ehje*, in: Walter Baumgartner [u. a.] (Hg.): Festschrift Alfred Bertholet zum 50. Geburtstag, Tübingen 1950, S. 498–512, hier S. 508; Das zweite Buch Mose. Exodus, übers. v. Martin Noth, 6. Aufl., Göttingen 1978 (Das Alte Testament Deutsch 5), S. 31; Georg Fohrer: Geschichte der israelitischen Religion, Berlin 1969, S. 65. Kritisch dazu James Barr: Biblexegese und moderne Semantik. Theologische und linguistische Methode in der Bibelwissenschaft (The Semantics of Biblical Language), übers. v. Erhard Gerstenberger, Geleitwort v. Hans Conzelmann, München 1965, S. 76.

31 Vgl. Buber, Moses (Anm. 23), S. 58; Richter, Die sogenannten vorprophetischen Berufungsberichte (Anm. 15), S. 70; sowie Dieter Vetter: Jahwes Mit-Sein – ein Ausdruck des Segens, Stuttgart 1971 (Arbeiten zur Theologie, 1. Reihe, Bd. 45), bes. S. 10.

die zwischen Indetermination und Intensivierung ambivalente hebräische Relativkonstruktion identischer Glieder *'ehy'eh 'ašer 'ehy'eh*³² von den Übersetzern der Septuaginta in eine massive ontologische Aussage über das wahrhaft Seiende verwandelt worden ist: Ἐγώ εἰμι ὁ ὄν (»Ich bin der Seiende«). Die späteren jüdischen Übersetzer Aquila und Theodotion haben dies durch die möglichst wörtliche Übersetzung: ἔσομαι (ὄς) ἔσομαι zu korrigieren versucht³³ – freilich um den Preis weitgehender Unverständlichkeit.

Die an die kanonischen Übersetzungen der Septuaginta und später der lateinischen Vulgata (und das heißt: eben nicht an den hebräischen Urtext) anknüpfende Interpretationsgeschichte des »Ich bin, der ich bin« läßt sich geradezu als historischer Musterfall des hermeneutischen Wechselverhältnisses von Frage und Antwort verstehen. Denn indem die ursprünglich motivierende Frage nach dem Verhältnis zwischen Jahwe und dem Gott der Väter dank deren in unserem Text geleisteter vollständiger Identifikation künftig überhaupt nicht mehr als fragwürdig erscheinen konnte und indem ferner das wortspielerische Band zwischen Namenoffenbarung und Namensdeutung unkenntlich geworden war, mußten hinfort alle Auslegungsbe mühungen des »Ich bin, der ich bin« darauf gerichtet sein, diese göttliche Selbstexplikation als Antwort auf die Frage nach dem höchsten Seienden im Horizont der abendländischen Metaphysik zu begreifen. Man kann diese Auslegungen allesamt als eine Folge von Mißverständnissen charakterisieren. Gleichwohl sind sie in höchstem Maße produktive Mißverständnisse gewesen, da im Zuge einer vermeintlichen Ausfaltung des im biblischen Text Verborgenen in Wahrheit die Verknüpfung disparater Traditionen erst geleistet worden ist.

Die entscheidende Transposition der biblischen Namenoffenbarung in den Kontext der antiken Metaphysik erfolgt bereits in der Septuaginta – und zwar nicht etwa durch kommentierende Zusätze, sondern einfach durch ihre sprachliche Prägung. Denn im Gegensatz zur möglichen futurischen Bedeutung der biblischen Beistandsversprechen (im Hebräischen steht in allen drei Fällen das Imperfekt Qal) ist die Wahl des griechischen Präsens für die Aussage von Gottes Sein (»ich bin der Seiende«) durchaus an der antiken Ontologie orientiert, in deren Rahmen »Sein« den Sinn von »Anwesenheit« hat, »d. h. es ist mit Rücksicht auf einen bestimmten Zeitmodus, die »Gegenwart«, verstanden.«³⁴ Anselm von Canterbury artikuliert bloß diese implizite onto-

32 Vgl. Vriezen, *'Ehje 'ašer 'ehje* (Anm. 30), S. 498 u. 505.

33 In: Origenes: *Hexaplorum quae supersunt* [...], hg. v. Frederick Field, T. 1, Oxford 1875, S. 85.

34 Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1927), hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a. M. 1977 (Gesamtausgabe, I. Abt., Bd. 2), S. 34 (§ 6).

logische Prämisse, wenn er im »Proslogion« in Anknüpfung an Ex. 3,14 von Gott sagt: »nee habes fuisse aut futurum esse, sed *tantum praesens esse*«. ³⁵ Nikolaus von Kues' Formulierung im »Triologus de Possest«: Gott habe gesagt »ego sum entitas«, was »in unseren Büchern *übersetzt*« sei mit »ego sum qui sum«, ³⁶ ist dann nur ein extremer Ausdruck dieser generellen Ontologisierungstendenz.

Schon Augustinus hatte ja unter Berufung auf Ex. 3,14 Gott als »essentia« charakterisiert, denn »ab eo quod est esse dicta est essentia«: ³⁷ alles habe sein Sein »von Ihm, der nicht auf irgendwelche Weise ist, sondern – was er ist – Ist«, ³⁸ er allein könne »essentia« genannt werden, denn er sei unwandelbar; ³⁹ er sei immer in derselben Weise, er sei ewig. ⁴⁰ – Diese Wesensbestimmungen halten sich zwar in einer gewissen Nähe zu alttestamentlichen Preisungen Jahwes, ihr Ursprung liegt aber eindeutig in der platonistischen Tradition. Die in solcher Entlehnung gelegene Problematik versucht Augustinus durch den Hinweis auf Ex. 3,14 zu entschärfen: Hier habe Gott dem Mose bedeutet, »daß verglichen mit ihm, der wahrhaft ist, weil er unwandelbar ist, alles, was wandelbar geschaffen ist, nicht ist. Eben dies hat Plato mit größter Entschiedenheit vertreten und nachdrücklichst eingeschärft, und ich weiß nicht, ob es sich irgendwo in den Schriften von Vorgängern Platos findet«. ⁴¹ Da es aber bereits im 2. Buch Mose zu finden ist, sieht sich Augustinus zu dem Schluß berechtigt: »Plato müsse jene [biblischen] Bücher gekannt haben«. ⁴²

Die weitere Interpretationsgeschichte von Ex. 3,14 ist dann zugleich eine Geschichte der Aneignung der Aristotelischen Metaphysik und ihrer Verschmelzung mit bereits rezipierten platonistischen Traditionsbeständen. Dabei war Moses Maimonides' Auslegung des *'ahyah 'as'er 'ahyah* von größter Bedeutung: die Wiederholung des *'ahyah* wird hier nämlich als Ausdruck

35 Anselm von Canterbury: Proslogion. Lat.-Dt., übers. v. Franciscus Salesius Schmidt, Stuttgart-Bad Cannstatt 1962, S. 122 (cap. 22) [Kursivierung von mir].

36 Nikolaus von Kues: Philosophisch-theologische Schriften, Bd. 2, hg. v. Leo Gabriel, übers. v. Dietlind u. Wilhelm Dupré, Wien 1966, S. 267–359, hier S. 346f. [Kursivierung v. mir].

37 Augustinus, De Trinitate (Anm. 9), S. 207f. (V, 2).

38 Augustinus: Confessiones / Bekenntnisse. Lat.-Dt., übers. v. Joseph Bernhart, München 1955, S. 833 (XIII 31, 46).

39 Augustinus, De Trinitate (Anm. 9), S. 261 (VII, 5).

40 Augustinus, Enarrationes in Psalmum (Anm. 27), S. 1622.

41 Aurelius Augustinus: Vom Gottesstaat, Bd. 1, übers. v. Wilhelm Thimme, Zürich 1955 (Werke 3), S. 431 (VIII, 12).

42 Ebd., S. 430.

der (aristotelisch gefaßten) Identität von Dasein und Eigenschaft in Gott ge-
deutet – er ist das »notwendig Seiende«,⁴³ – Bezeichnenderweise gibt es bei
Aristoteles noch nicht diesen Begriff des »ens necessarium«. Gott ist bei ihm
lediglich als ἐντελέχεια (›vollendete Wirklichkeit‹) gefaßt,⁴⁴ wogegen sich al-
les übrige Seiende nie gänzlich dem Bereich bloßer Potentialität zu entringen
vermag. Erst durch die Identifikation dieses Aristotelischen »unbeweglichen
ersten Bewegenden« mit dem biblischen »Schöpfer Himmels und der Erden«
wird die Welt zum kontingenten Faktum depotenziert und Gott zu ihrem
»principium« im strikten Sinne. Dieser Gedanke eines höchsten Wesens, das
nicht ohne Dasein gedacht werden kann, ist dann aber die entscheidende
Voraussetzung für den ontologischen Gottesbeweis.⁴⁵

Im Anschluß an Moses Maimonides liegt der Kern der mittelalterlichen
Auslegungen von Ex. 3,14 in der Deutung der paronomastischen Satzkonst-
ruktion des *'ehyeh 'asjer 'ehyeh* als Behauptung der Identität von Sein und
Wesen, Materie und Form, Subjekt und Prädikat in Gott und ineins damit
als absolute Bekräftigung von Gottes Dasein. So Meister Eckharts »Expositio
libri Exodi«,⁴⁶ die diesen metaphysischen Bestimmungen ausführliche Med-
itationen über die Bedeutung der einzelnen Worte und der grammatischen
Konstruktion des »*Ego sum qui sum*« vorausschickt: *Ego* bezeichne die reine
Substanz, *qui* habe die Bedeutung von Unbegrenzt- und Unermeßlichkeit,
sum sei »substantivisches (Zeit-)Wort« (›verbum« im Sinne von Joh. 1,1,
›substantivum« im Sinne von Hebr. 1,1) – alle drei Bestimmungen aber paß-
ten auf Gott allein. Bezeichne das *sum* in »*Ego sum*« das »lautere Sein« und
also die »Identität von Wesenheit und Sein, die allein Gott zukommt«,
so zeige die Wiederholung des *sum* in »*sum qui sum*« (in Abhebung vom
bloßen »*ego sum*«) »die Lauterkeit der Bejahung unter Ausschluß jeder Ver-
neinung von Gott« an.⁴⁷ Vor allem bedeute sie aber »eine Art Rückwendung

43 Vgl. Mose ben Maimon: Führer der Unschlüssigen, Bd. 1, übers. v. Adolf Weiss,
Leipzig 1923, S. 237 (I, 63). – Überhaupt sei die Bedeutung aller Gottesnamen, wie
besonders des Tetragrammaton: ›Dasein‹ (ebd., S. 239).

44 Vgl. Aristoteles: *Metaphysica*, hg. v. Werner Jaeger, Oxford 1963, 1074a36 f. (A 8).

45 Vgl. Dieter Henrich: Der ontologische Gottesbeweis. Sein Problem und seine
Geschichte in der Neuzeit, Tübingen 1960, S. 263.

46 Vgl. Meister Eckhart: *Expositio libri Exodi*, in: Meister Eckhart: Die lateinischen
Werke, Bd. 2, hg. u. übers. v. Heribert Fischer, Josef Koch u. Konrad Weiß, Stutt-
gart 1992, bes. S. 20–25.

47 Ebd., S. 20 f. Vgl. hierzu auch die unterschiedlichen Bezugnahmen auf das »*Ego
sum qui sum*« in Meister Eckhart: *Quaestiones Parisienses cum Quaestione Ma-
gistri Consalvi*. 1. *Utrum in deo sit idem esse et intelligere* (1302/03), hg. u. übers.
v. Bernhard Geyer, in: Meister Eckhart: Lateinische Werke, Bd. 5, hg. v. B. Geyer,

[*reflexiva conversio*] des Seins zu sich und auf sich selbst und ein Verharren oder Feststehen in sich, ferner aber gleichsam ein Aufwallen oder Sichselbstgebären – (das Sein ist) in sich brausend und in sich und auf sich fließend und wallend, *Licht*, [...] das sich selbst ganz durchdringt, das von allen Seiten ganz auf sich selbst zurückfließt und -strahlt« – schließlich *Leben*: »Leben nämlich bedeutet eine Art Überquellen, wodurch etwas in sich selber anschwillt und sich zuerst ganz und gar in sich selbst ergießt, jedes Teilchen mit sich selbst durchdringend, bevor es sich ausgießt und überwallt«. ⁴⁸

Durch diese Auslegung Gottes als »Licht« und »Leben« (entsprechend der Logos-Spekulation im Prolog des Johannes-Evangeliums) wird die Abstraktheit der ontologischen Interpretation des »sum qui sum« aufgesprengt. Doch selbst diese Konkretisierung hat bereits eine Entsprechung im Aristotelischen Verständnis Gottes nicht nur als ›ersten Bewegers‹, sondern auch als ›Geist‹: in seiner Tätigkeit gefaßt als *Leben*,⁴⁹ in seiner Beziehung zur Welt als Analogon zum *Licht*.⁵⁰ In Anlehnung an die Aristotelische Konzeption der reinen Selbstgegenwärtigkeit Gottes als νόησις νοήσεως (›Denken des Denkens‹)⁵¹ erblickt Meister Eckhart nun in der zirkulären grammatischen Struktur des »sum qui sum« vor allem eine Akzentuierung von Gottes Selbstbezogenheit (›in se ipsum et super se ipsum reflexiva conversio«).⁵² Doch wie schon die Konzeption Gottes als Ursprungs aller Bewegung, so erfährt auch die Behauptung seiner absoluten Selbstbezogenheit durch die Einfügung in den biblischen Rahmen eine grundlegende Bedeutungsveränderung. Denn hier ist Gott eben nicht bloß als Denken bestimmt, sondern ebenso sehr als Wollen und Handeln; und er macht nicht bloß alle Dinge präsent, sondern er ist ihr Schöpfer:

Indem die Hochscholastik den biblischen Gott mit den Kategorien des aristotelischen »sich selbst denkenden Denkens«, des unbewegten Bewegers, des *actus purus*, auszulegen und zu systematisieren suchte, mußte sie jeden Schritt des ihr als Offenbarung verbindlichen göttlichen Interesses

Josef Koch, Erich Seeberg u. Loris Sturlese, Stuttgart 2006, S. 37–48, hier S. 45; und später in seiner ›Rechtfertigungsschrift‹ (Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift vom Jahre 1326, hg. u. übs. v. Otto Karrer u. Herma Piesch, Erfurt 1927, S. 86 u. 113).

48 Eckhart, *Expositio libri Exodi* (Anm. 46), S. 21 f. [Kursivierung v. mir].

49 Vgl. Aristoteles, *Metaphysica* (Anm. 44), 1072b27 ff. (A 7).

50 Vgl. Aristoteles: *De anima*, hg. v. William David Ross, 2. Aufl., Oxford 1961, 430a15 ff. (Γ 5); ferner ebd., 418b8 ff. (B 7), sowie Aristoteles: *De sensu*, in: Aristoteles: *Parva naturalia*, hg. v. W.D. Ross, Oxford 1955, 439a18.

51 Vgl. Aristoteles, *Metaphysica* (Anm. 44), 1074b33 ff. u. 1075a10 (A 9).

52 Meister Eckhart, *Expositio libri Exodi* (Anm. 46), S. 21.

am Menschen in den geschlossenen Reflexionskreis jenes absoluten Selbstdenkens und der absoluten Selbstbezogenheit der Gottheit zurücknehmen [...].⁵³

Das führte zu – für das biblische wie für das aristotelische Gottesverständnis – befremdlichen Konsequenzen wie der, daß Gott die Welt nur *ἐν παρέργῳ* (als Nebensache) geschaffen habe.

Schon Augustinus hatte mit der Behauptung, Gott sei überhaupt »non relative *ad aliquid*«, die wesentliche Beziehung des Schöpfers auf seine Geschöpfe bestritten.⁵⁴ Im Alten Testament dagegen ist Gott – ungeachtet seiner Macht und seiner Einzigkeit – stets auf ein Gegenüber bezogen: darum hat er einen Bund mit dem Volk Israel geschlossen; darum hat er seinen Namen (*šēm*) offenbart, daß ihm eine »Anrufung« (*zēkār*) sei von ›Geschlecht zu Geschlecht‹; und ›um seines Namens willen‹ gewährt er Israel – trotz dessen Bundbrüchigkeit – seinen Beistand.

Mit der Tilgung dieses dialogischen Moments schuf die scholastische Theologie eine wichtige Grundlage für die Entstehung der neuzeitlichen Metaphysik. Denn nur ein derart abstrakter Gottesbegriff konnte im ontologischen Gottesbeweis Descartes' fungieren. Ging es diesem doch nicht mehr darum, sich Gottes als möglichen Partners und Beistands unserer Handlungen zu vergewissern, sondern vielmehr als Garanten der Richtigkeit unserer Erkenntnis gegen die irritierende Möglichkeit eines ›genius malignus‹.⁵⁵ Dieses Ziel war erreicht, sofern nur die Existenz Gottes als des allervollkommensten – und das impliziert auch: des allerwahrhaftigsten – Wesens bewiesen werden konnte.⁵⁶

Aber nicht nur Descartes' Gottesbegriff, sondern auch sein Ausgang vom »*cogito sum*« ist aus dem Kontext der Spätscholastik zu verstehen. Jedenfalls haben seine Kritiker sogleich die Entsprechung zwischen der Schlüsselstel-

53 Hans Blumenberg: *Säkularisierung und Selbstbehauptung*, Frankfurt a. M. 1974, S. 206.

54 Augustinus, *De Trinitate* (Anm. 9), S. 261 (VII, 5).

55 Vgl. Jacques Derrida: *Cogito und Geschichte des Wahnsinns* (1963), übers. v. Ulrich Köppen, in: Derrida: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a. M. 1976, S. 53–101, S. 84f.; dagegen Michel Foucault: *Mein Körper, dieses Papier, dieses Feuer* (1972), in: Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, hg. v. Daniel Defert u. François Ewald, unter Mitarb. v. Jacques Lagrange, übers. v. Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek u. Hermann Kocyba, Frankfurt a. M. 2001–2005, Bd. 2, S. 300–331, hier S. 326–328.

56 Vgl. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Zur Geschichte der neueren Philosophie. Münchener Vorlesungen* (1827), in: Schelling: *Werke*, hg. v. Manfred Schröter, Hauptbd. 5, München 1965, S. 71–270, bes. S. 83.

lung von Gottes absoluter Selbstbezogenheit in der scholastischen Theologie und andererseits der cartesianischen Verankerung der Philosophie in der Selbstreflexion des Ego bemerkt. Die beiden zentralen Momente des spätscholastischen Gottesbegriffs sind so bei Descartes auf zwei Instanzen verteilt: Der methodische Ausgangspunkt der Meditationen, das Erkenntnissubjekt, hat den Charakter der *Selbstreflexivität*; ihr Endpunkt, Gott, ist absolutes *Prinzip*. – Die Geschichte der von Descartes ausgehenden Philosophie kann als schrittweise Aufhebung dieses Dualismus beschrieben werden, an deren Abschluß das »Ich« auch als »Princip der Philosophie«⁵⁷ proklamiert werden sollte. In seiner Polemik gegen den Subjektiven Idealismus hat Jean Paul im »Clavis Fichtiana« durchaus einen guten Spürsinn für solche geistesgeschichtlichen Filiationen verraten.⁵⁸

Die vehementeste Reaktion auf diese von Descartes eröffnete Perspektive zeigt Pascal, indem er einerseits Augustinus' Verwerfung des »experimentum suae medietatis« aktualisiert: »Le moi est haïssable. [...] parce qu'il est injuste, qu'il se fait centre du tout«.⁵⁹ Und zugleich polemisiert er heftig gegen den Gott des Cartesianischen Gottesbeweises, der – abgesehen von der Allwahrhaftigkeit – aller menschlich bedeutsamen Züge beraubt ist. Ein Gott, der nicht »sensible au cœur, non à la raison«⁶⁰ ist, scheint ihm des Beweises nicht wert, und er setzt dagegen: »*Dieu d'Abraham, Dieu d'Isaac, Dieu de Jacob*. Non des philosophes et des savans.«⁶¹

Einer bedrohlich erscheinenden theologischen Entwicklung soll so durch eine Scheidung der Geister und durch eine entschiedene Rückkehr zur »*historisch-gediegene[n]*, einmüthige[n] Religion der Väter«⁶² Einhalt geboten

57 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen (1795), in: Schelling: Werke 2: Vom Ich als Princip der Philosophie (1795). De Marcione (1795), hg. v. Hartmut Buchner u. Jörg Jantzen, unter Mitw. v. Adolf Schurr u. Anna-Maria Schurr-Lorusso, Stuttgart 1980 (Hist.-krit. Ausg., Reihe I: Werke, Bd. 2), S. 1–175.

58 Vgl. Jean Paul, Clavis Fichtiana (Anm. 3), bes. S. 26 (§ 6).

59 »Das Ich ist zu hassen. [...] weil es unrecht ist, daß es sich zum Mittelpunkt von allem macht« (Blaise Pascal: *Pensées*, Texte établi par Léon Brunschvicg, hg. v. Dominique Descotes, Paris 1976, S. 179 [Nr. 455]; dt. Übs. v. Ewald Wasmuth: Über die Religion und über einige andere Gegenstände [*Pensées*], Heidelberg 1963, S. 212 f.).

60 »Gott spürbar im Herzen und nicht der Vernunft.« (Ebd., S. 128 [Nr. 278]; dt. Übs., S. 141.)

61 »Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jacobs«, nicht der Philosophen und Gelehrten.« (Ebd., S. 43 [Le Mémorial, 23.II.1654]; dt. Übs., S. 248.)

62 So Jacobis vergebliche Sehnsucht im Brief an Karl Leonhard Reinhold (8.IO.1817), in: Friedrich Heinrich Jacobi: Auserlesener Briefwechsel, Bd. 2, hg. v. Friedrich Roth, Leipzig 1827, S. 475. – In seinem berühmten Antwortschreiben (30.3.1818)

werden; wobei sich solche theologischen Rückgriffe zumeist am Modell einer ursprünglichen religiösen Substanz und einer ihr von außen widerfahrenden Überfremdung und Verderbnis zu orientieren pflegen, die es nun entschlossen abzuschütteln gelte. Doch gerade die Frühgeschichte des Jahwe-Glaubens zeigt die Fragwürdigkeit dieses dualistischen Modells. Denn der Glaube an Jahwe, den Gott der Väter, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, ist kein historisches Urgestein, das von heterogenen Sedimenten bloß überlagert worden ist, sondern er ist selbst wesentlich das Ergebnis der Integration und Rationalisierung partikulärer religiöser Überlieferungen. Dem Jahwe-Glauben ist Aufklärung immanent. – Und andererseits ist auch die Identifikation des »Gottes der Väter« mit dem »Gott der Philosophen« aus der inneren Logik der Entwicklung des Christentums selbst zu begreifen und kann nicht als bloßer Irrweg rückgängig gemacht werden. Daher konnten solche theologischen Restaurationsversuche keine allgemeine Verbindlichkeit gewinnen; was so für Pascal – wie später für Kierkegaard – einzig bleibt, ist ein Leben in der Form des Paradoxes.

Die historische Bedeutung des um eine Generation jüngeren Fénelon liegt darin, daß er gerade den positiven Sinn zu artikulieren sucht, der in dem für die cartesianische Philosophie charakteristischen Verlust der Unmittelbarkeit unserer Gottesbeziehung verborgen ist. Während sein Gegenspieler Bossuet den Vorgang der Säkularisierung zu ignorieren oder aber rhetorisch zu überspielen sucht und während sich Pascal überhaupt von der geschichtlichen Welt abwendet, wird von Fénelon in dieser Situation ausdrücklich die »Frage nach der Möglichkeit christlicher Existenz unter den Bedingungen der Entfremdung gestellt«. ⁶³ Obwohl auch er den cartesianischen Ausgang vom Subjekt als eine Spielart des »experimentum suae medietatis« ansieht, setzt er dem doch nicht pathetischen Selbsthaß entgegen, sondern fordert lediglich eine Selbstrelativierung des Ich: »Il faut réduire ce *moi* dans son petit coin, comme une foible parcelle du bien emprunté.« ⁶⁴

hat dagegen Schleiermacher die »jetzige Rückkehr zum Buchstaben im Christentum« strikt abgelehnt, denn: »wenn man nun nach *Tieck's* vortrefflichem Ausdruck das Stück zurückschrauben will, so ist dadurch der geschichtliche Zusammenhang nur auf eine entgegengesetzte Weise aufgehoben« (abgedruckt bei Martin Cordes: Der Brief Schleiermachers an Jacobi. Ein Beitrag zu seiner Entstehung und Überlieferung, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 68, 1971, S. 195–212, hier S. 208–211, bes. S. 209).

63 Robert Spaemann: Reflexion und Spontaneität. Studien über Fénelon, Stuttgart 1963, S. 14.

64 »Wir müssen dieses *Ich* zurückstellen in seine kleine Ecke, wie ein schwaches ge- liehenes Etwas.« (François Fénelon: Lettres sur divers sujets de métaphysique et de religion, in: Fénelon: Œuvres, T. 1–22, Paris 1820–1824, hier T. 1, S. 285–462,

26 | Und Fénelon untermauert dies nicht von ungefähr mit einer Meditation über Ex. 3,14:

O Dieu! il n'y a que vous. Moi-même, je ne suis point [...] Vous êtes *Celui qui est*. [...] Je ne suis pas, ô mon Dieu, ce qui est: hélas! je suis presque ce qui n'est pas. Je me vois comme un milieu incompréhensible entre le néant et l'être: je suis celui qui a été; je suis celui qui sera; je suis celui qui n'est plus ce qu'il a été; je suis celui qui n'est pas encore ce qu'il sera: et dans cet entre-deux que suis-je? un je ne sais quoi qui ne peut s'arrêter en soi, qui n'a aucune consistance [...]; un je ne sais quoi qui finit dans l'instant même où il commence; en sorte que je ne puis jamais un seul moment me trouver moi-même fixe et présent à moi-même pour dire simplement, *Je suis*. Ainsi ma durée n'est qu'une défaillance perpétuelle.⁶⁵

Daher bezweifelt Fénelon, daß die Selbstbeziehung des Subjekts als »fundamentum inconcussum« der Metaphysik und Ethik dienen könne, da sie nur ein Derivat der Selbstbeziehung und Selbsterhaltung Gottes sei: »puisque c'est de lui que je tiens ce moi. Sans lui je ne serais pas moi-même.«⁶⁶

Obwohl Pascals glänzende Paradoxien eine unmittelbarere polemische Kraft gegen den Cartesianismus hatten, waren Fénelons maßvolle Einwände gegen die Reflexionsphilosophie gleichwohl eine wichtige Orientierung für die ein Jahrhundert späteren Kritiker des Transzendentalen Idealismus ge-

bes. S. 326; auszugsweise dt. Übs. v. Peter Manns: Brief über Fragen der Metaphysik und der Religion, in: Fénelon: Geistliche Werke, Einleitung u. Textauswahl v. François Varillon, Düsseldorf 1961, S. 135–140, hier S. 137.)

65 »O Gott, eigentlich bist nur Du! Ich selbst dagegen bin nicht. [...] Du bist »Der, der ist«. [...] O mein Gott, ich bin nicht der, der ist! Ach, – ich bin fast der, der nicht ist. Ich erfasse mich als ein unbegreifliches Mittelding zwischen dem Nichts und dem Sein: ich bin der, der gewesen ist; ich bin der, der sein wird; ich bin der, der nicht mehr ist, was er gewesen; ich bin der, der noch nicht ist, was er sein wird; und was bin ich wirklich in diesem Zwischen? Ein Ich-weiß-nicht-Was, das in sich selbst nicht bleiben kann, das keinen Bestand hat [...]; ein Ich-weiß-nicht-Was, das in demselben Augenblick aufhört, in dem es beginnt. So kommt es, daß ich mich mir selbst keinen einzigen Augenblick so sichern und vergegenwärtigen kann, um einfach zu sagen: *ich bin*. Meine Dauer ist also nichts als eine ständige Ohnmacht.« (François Fénelon: *Traité de l'existence et des attributs de Dieu*, in: Fénelon, *Œuvres* [Anm. 64], T. 1, S. 1–284, hier S. 244 u. 253 f.; dt. Übs.: *Traktat über die Existenz und die Attribute Gottes*, in: Fénelon, *Geistliche Werke* [Anm. 64], S. 129–134, hier S. 132 u. 133.)

66 »[...] denn nur von ihm habe ich ja mein Ich. Ohne ihn wäre ich nicht Ich-Selbst« (Fénelon, *Lettres sur divers sujets de métaphysique et de religion* [Anm. 64], S. 307; dt. Übs., S. 135).

wesen. Die programmatischen Fénelon-Motti zu Herders Swift-Gedicht (»Point de retour à soi-même«)⁶⁷ und zum Sendschreiben »Jacobi an Fichte« (1799) (»Nous sommes trop élevés à l'égard de nous mêmes, et nous ne saurions nous comprendre. Fenelon nach Augustinus«)⁶⁸ sind dafür deutliche Indizien.

Ursprünglich hatte Jacobi in »Allwills Briefsammlung« die Moralität als eine Weise der Selbstbeziehung interpretiert und betont, man gründe sein Vertrauen zu einem anderen »auf den Bund, den er mit sich selbst hat, wodurch er ist der er seyn wird.«⁶⁹ Und parallel dazu heißt es in Jacobis »Woldemar«: »*Ich bin!* Diese Ueberzeugung ist ein *unmittelbares Wissen*, und alles andre Wissen wird an ihm geprüft, mit ihm gemessen, nach ihm geschätzt.«⁷⁰ – Eben diese Selbst-Evidenz ist Angelpunkt der »Wissenschaftslehre« von 1794, und an sie muß nach Fichtes Überzeugung auch unsere Vorstellung von Gott anknüpfen: Vom »praktischen Reflexionspunkt« aus werde »das reine Ich [...] außer uns gesetzt, und heißt Gott. Wie kämen wir auch sonst zu den Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben, und uns absprechen, wenn wir sie nicht doch in uns selbst fänden, und nur in einer gewissen Rücksicht (als Individuum) sie uns absprächen?«⁷¹ In seiner Frühschrift »Vom Ich als Princip der Philosophie« verkündet Schelling sogar triumphierend:

Im Ich hat die Philosophie ihr *Ἐν καὶ πάν* gefunden, nach dem sie bisher als dem höchsten Preise des Siegs gerungen hat. [...] Auf meinem Ich

67 Johann Gottfried Herder: Das Mitgefühl. Ein Gegenstück zu Swifts Versen über seinen Tod, in: Herder: Sämtliche Werke, Bd. 27, hg. v. Bernhard Suphan, Berlin 1881, S. 383.

68 Friedrich Heinrich Jacobi, Werke. Gesamtausgabe, Bd. 2,1: Schriften zum Transzendentalen Idealismus, unter Mitarb. v. Catia Goretzki hg. v. Walter Jaeschke u. Irmgard-Maria Piske, Hamburg, Stuttgart-Bad Cannstatt 2004, S. 187–258, hier S. 188 f.; zum Kontext des Fénelon-Zitats vgl. den Kommentar in: ebd., Bd. 2,2: Anhang, S. 641.

69 Friedrich Heinrich Jacobi: Eduard Allwills Briefsammlung (1792), in: Jacobi: Gesamtausgabe, Bd. 6,1: Romane I: Eduard Allwill, hg. v. Carmen Götz u. Walter Jaeschke, Hamburg, Stuttgart-Bad Cannstatt 2006, S. 81–244, hier S. 229.

70 Friedrich Heinrich Jacobi: Woldemar. Th. I, neue verb. Ausg. (1796), in: Jacobi: Gesamtausgabe, Bd. 7,1: Romane II: Woldemar, unter Mitarb. v. Dora Tsatoura hg. v. Carmen Götz u. Walter Jaeschke, Hamburg, Stuttgart-Bad Cannstatt 2007, S. 203–467, hier S. 270.

71 Johann Gottlieb Fichte an Friedrich Heinrich Jacobi, 30.8.1795, in: Fichte: Briefwechsel 1793–1795, hg. v. Reinhard Lauth u. Hans Jacob, unter Mitw. v. Hans Gliwitsky u. Manfred Zahn, Stuttgart-Bad Cannstatt 1970 (J.G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Briefe, Bd. 2), S. 392.

ruht alles Daseyn: mein Ich ist alles, in ihm und zu ihm ist alles, was ist: ich nehme mein Ich hinweg und alles, was ist, ist nichts.⁷²

Diese Fortführung seiner eigenen Denkanstöße nötigte Jacobi zu einer schrittweisen Distanzierung – und zwar in Anlehnung an Fénelon: der Mensch könne sich nur zugleich mit Gott finden; »so bald er sich *in sich allein* begründen will«, löse sich ihm zunehmend alles in sein eigenes Nichts auf.⁷³ Und ganz im Sinne Fénelons führt er gegen die idealistische Philosophie ins Feld, daß eigentlich nur Gott allein den Machtspruch »*Ich bin, der ich bin*« sagen könne, während unser endliches Selbstbewußtsein nur »*das von dem Ewigen uns eingedrückte Sigill*« sei.⁷⁴ – In diesem Sinn schreibt auch Jean Paul an Jacobi: »Gott ist das wahreste und einzige Subjekt«;⁷⁵ oder noch drastischer in einer aphoristischen Aufzeichnung:

Ich kenne nur Ein Ich, dieß ist Gott – das übrige sind Hunde. Wir sollten uns ordentlich des Ichs, das er uns geschenkt, schämen wenn wir es nicht zu dem besten Zwecke opfern. Das Thier hat keines.⁷⁶

Obwohl der Jacobische Vorwurf einer bloß subjektiven Philosophie, ja des Nihilismus, großen Eindruck auf Fichte gemacht hat, ist die seit dem »Atheismusstreit« datierende Umwendung seiner Philosophie doch vor allem aus immanenten Motiven zu erklären. Denn es war die Thematisierung der Subjektivität selbst, durch die die Frage nach ihrem Grund hervorgetrieben wurde: weder konnte das Ich als »*causa sui*« beschrieben werden, noch durfte es in einer bloß äußerlichen Beziehung zu seinem Grunde stehen, wie es die Jacobischen Gleichnisse für das aller Reflexion vorausliegende Unbedingte nahelegten. Vielmehr war »die Selbstbeziehung des subjektiven Lebens so zu denken, daß die Vergegenwärtigung ihres unvordenklichen Grundes nicht als ein zweites neben ihr zu stehen kam, sondern innerhalb der Selbstbeziehung und als Moment von deren eigenem Wesen begriffen

72 Schelling, Vom Ich als Princip der Philosophie (Anm 57), S. 119 (§ XII).

73 Jacobi an Fichte (Anm. 68), S. 220.

74 Friedrich Heinrich Jacobi: Von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (1811), hg. v. Walter Jaeschke, Hamburg, Stuttgart-Bad Cannstatt 2000 (Werke. Gesamtausgabe, Bd. 3), S. 112 f.; ferner Jacobi: Ueber eine Weissagung Lichtenbergs, in: ebd., S. 7–31, hier S. 15.

75 Jean Paul, Sämtliche Werke (Anm. 3), 3. Abt., Bd. 3: Briefe 1797–1800, hg. v. Eduard Berend, Berlin 1959, S. 316 (1.4.1800).

76 Jean Paul: [Vita-Buch], hg. v. Winfried Feifel, in: Jean Paul: Sämtliche Werke (Anm. 3), 2. Abt.: Nachlaß, Bd. 6: Dichtungen, Merkblätter, Studienhefte, Schriften zur Biographie, Libri legendi, T. 1: Text, hg. v. Götz Müller unter Mitarb. v. Janina Knab, Weimar 1996, S. 679–771, hier S. 711 (Nr. 244).

werden konnte«.77 Der späte Fichte hat diesen letzten Grund in Anlehnung an die Tradition »Gott« genannt, wie sich überhaupt die Theorie des Absoluten am Beginn der »Wissenschaftslehre von 1804« der Sprache des ontologischen Gottesbeweises bedient.78

Ganz ähnlich ist auch die Spätphilosophie Schellings motiviert, in der die mehr als tausendjährige Auslegungstradition des *'ahyæh 'ašær 'ahyæh* eine abschließende Steigerung erfahren sollte. Im Zuge seiner Wiederaufnahme und Verwandlung des ontologischen Gottesbeweises betont Schelling, daß Gott gerade nicht als »ens necessarium« begriffen werden könne: als solches wäre er nur »das blindlings Existierende«, ein toter Gott.79 In Jahwes Namenoffenbarung sieht Schelling einen biblischen Beleg für seine Überzeugung, daß Gott »nicht das *notwendig* Seyende [...], sondern *Herr* des Seyns« ist.80

'ahyæh 'ašær 'ahyæh war von der Septuaginta bis über Fénelon hinaus stets präsentisch übersetzt worden, da man diesen Satz – gemäß der traditionellen Orientierung des Zeitbegriffs am »Jetzt«⁸¹ – als Bekundung der ständigen Präsenz Gottes aufgefaßt hatte. Demgegenüber beharrt Schelling nun auf der Möglichkeit einer futurischen Übersetzung als Ausdruck dafür, daß Gottes Potentialität nicht durchaus in aktuelles Sein umgeschlagen ist: »der wahre Gott ist der, der *seyn wird*, das ist sein Name.«⁸² Daher übersetzt

77 Dieter Henrich: Kunst und Kunstphilosophie der Gegenwart. (Überlegungen mit Rücksicht auf Hegel), in: Immanente Ästhetik – ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne. Kolloquium Köln 1964, hg. v. Wolfgang Iser, München 1966 (Poetik und Hermeneutik 2), S. 11–32, hier S. 19; vgl. auch Dieter Henrich: Selbsterhaltung und Geschichtlichkeit, in: Hans Ebeling (Hg.): Subjektivität und Selbsterhaltung. Beiträge zur Diagnose der Moderne, Frankfurt a. M. 1976, S. 303–313, bes. S. 311 ff.

78 Vgl. Johann Gottlieb Fichte: Die Wissenschaftslehre. [II. Vortrag im Jahre 1804], hg. v. Reinhard Lauth u. Hans Gliwitzky, unter Mitw. v. Erich Fuchs, Erich Ruff u. Peter K. Schneider, Stuttgart-Bad Cannstatt 1985 (J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2. Abt.: Nachgelassene Schriften, Bd. 5), S. 2–16 (1. Vortrag).

79 Schelling, Zur Geschichte der neueren Philosophie (Anm. 56), S. 90.

80 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Philosophie der Mythologie, Erstes Buch: Der Monotheismus, in: Schelling, Werke, hg. v. Manfred Schröter, Hauptbd. 6, München 1965, S. 255–387, hier S. 289.

81 Vgl. Heidegger, Sein und Zeit (Anm. 34), bes. S. 570 (§ 82)

82 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Einleitung in die Philosophie der Mythologie, Erstes Buch: Historisch-kritische Einleitung in die Philosophie der Mythologie, in: Schelling, Werke, Hauptbd. 6 (Anm. 80), S. 1–254, hier S. 173. – Die Behauptung des »Vorrangs der Zukunft« (Heidegger, Sein und Zeit [Anm. 34], S. 435 f., § 65) ist eine der wichtigsten Verbindungslinien zwischen Heidegger und dem späten Schelling.

Schelling das *'ahyæh* *'ašær* *'ahyæh* mit: »Ich werde seyn, der ich seyn werde« bzw. »der ich seyn will«, ⁸³ Von hier aus führt ein direkter Weg zu Franz Rosenzweigs Übersetzung: »Ich werde dasein, als der ich dasein werde«, die er freilich in seinem Aufsatz »Der Ewige«, Mendelssohn und der Gottesname« (1929) durchaus nicht spekulativ-idealistisch begründet hat. ⁸⁴

Doch die geistesgeschichtliche Hauptlinie führte nicht über Schellings späte »Philosophie der Mythologie und Offenbarung«, die schon von seinen Zeitgenossen – wie Friedrich Engels oder Søren Kierkegaard – als krasser Anachronismus empfunden wurde, sondern über Ludwig Feuerbachs »Verwandlung und Auflösung der Theologie in die Anthropologie«. ⁸⁵ Nun wurde denen die Gegenrechnung präsentiert, die der neuzeitlichen Subjekt-Philosophie Hybris vorgeworfen hatten, da doch nur Gott in Wahrheit »Ich bin, der ich bin« sagen könne. Denn ist Gott nichts als »das *offenbare* Innere, das *ausgesprochene* Selbst des Menschen«, ⁸⁶ dann ist auch Gottes »Selbstheit« nichts weiter als die Projektion einer Bestimmung des menschlichen Wesens. Das erinnert offenkundig an Fichtes frühere Ableitung des Gottesbegriffs aus dem Selbstbewußtsein; die Abkehr von der spekulativ-idealistischen »Versöhnung« und die mit ihr verbundene »Tendenz zum Praktischen mußte[n] notwendig auf Fichte zurückführen«. ⁸⁷ Hatte aber schon Jean Paul im »Clavis Fichtiana« die Befürchtung geäußert, daß »der moralische Egoismus [...] sich mit dem transzendenten mehr verschwägert, als der edle Fichte erräth«, ⁸⁸ so stellte sich das Problem des Egoismus nun mit um so größerer Schärfe, als nicht mehr ein »reines Ich« den universalen Bezugspunkt bilden sollte, sondern unmittelbar das jeweilige »empirische Ich«, das Individuum.

Gegen Fichtes Postulat, meinen »Trieb nach Selbstständigkeit« um der Freiheit der anderen willen zu begrenzen, ⁸⁹ hatte Jean Pauls »Clavis Fich-

83 Schelling, Philosophie der Mythologie, Erstes Buch (Anm. 80), S. 289.

84 Franz Rosenzweig: Kleinere Schriften, Berlin 1937, S. 182–198.

85 Ludwig Feuerbach: Grundsätze der Philosophie der Zukunft, in: Feuerbach: Sämtliche Werke, Bd. 2: Philosophische Kritiken und Grundsätze, hg. v. Friedrich Jodl, 2. Aufl., Stuttgart-Bad Cannstatt 1959, S. 245–320, hier S. 245.

86 Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christenthums, hg. v. Wilhelm Bolin, 2. Aufl., Stuttgart-Bad Cannstatt 1960 (Sämtliche Werke, Bd. 6), S. 15.

87 Georg Lukács: Moses Hess und die Probleme der idealistischen Dialektik, in: Lukács: Frühschriften II: Geschichte und Klassenbewußtsein, Neuwied, Berlin 1968 (Werke 2), S. 641–686, hier S. 647; vgl. ferner Georg Lukács: Die neue Ausgabe von Lassalles Briefen, in: ebd., S. 612–639, hier S. 615 ff.

88 Jean Paul, Clavis Fichtiana (Anm. 3), S. 477 (»Exercitationes über das Philosophieren insgemein«).

89 Vgl. Johann Gottlieb Fichte: Das System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre (1798), in: Fichte: Werke 1798–1899, hg. v. Reinhard Lauth u.

tiana« in satirischer Absicht das Alte Testament zum Zeugen aufgerufen: »Andere Götter oder Ichs neben mir zu haben, verbietet der mosaische Dekalogus [...]«. ⁹⁰ Daraus wurde bei dem Junghegelianer Max Stirner schneidender Ernst, und die noch in der nihilistischen Kampfansage wirksame Orientierung am »Ich bin, der ich bin« des alttestamentlichen Gottes und an den Bekundungen seines Ausschließlichkeitsanspruchs (wie in Jes. 45,5: »Ich bin Jahwe [...], außer mir ist kein Gott«) ist nicht zu überhören:

Meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie u. s. w., sondern allein das *Meinige*, und sie ist [...] *einzig*, wie Ich einzig bin. Mir geht nichts über Mich!⁹¹

Feuerbachs abstrakt-moralische Tiraden – »Individuum sein heisst zwar allerdings ›Egoist‹ sein, es heisst aber auch zugleich und zwar unwillkürlich ›Communist‹ sein«⁹² – mußten an Stirners egozentrischem Credo abprallen, da dieses bloß offen ausspricht, was schon Hegels »Rechtsphilosophie« zufolge faktisch allgemeine Maxime ist: »In der bürgerlichen Gesellschaft ist jeder sich Zweck, alles andere ist ihm nichts.«⁹³ Sollte also die Kritik an Stirners »Egoismus« nicht von vornherein scheitern, so mußte sie von der Einsicht ausgehen, daß seine ›Natürlichkeit‹ bloß ein Schein ist und daß es vielmehr die »Epoche [...] der bisher entwickelsten gesellschaftlichen [...] Verhältnisse« ist, die das Individuum überhaupt erst freisetzt und den »Standpunkt [...] des vereinzelt Einzelnen« erzeugt.⁹⁴ Mit dieser Marxischen Wendung des Problems ist aber endgültig die theologische Dimension verlassen, die für Feuerbach wie für Stirner noch immer den polemischen Rahmen abgegeben hatte; und zugleich wirft sie ein Licht darauf, wieso Selbstfindung und Selbstbehauptung des Individuums ausgerechnet in der

Hans Gliwitzky, unter Mitw. v. Hans Michael Baumgartner, Erich Fuchs, Kurt Hiller u. Peter K. Schneider, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977 (J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reihe I, Bd. 5), S. 201 ff.

90 Jean Paul, *Clavis Fichtiana* (Anm. 3), § 13.

91 Max Stirner: *Der Einzige und sein Eigentum* und andere Schriften, hg. v. Hans G Helms, München 1969, S. 37.

92 Ludwig Feuerbach: *Das Wesen des Christenthums in Beziehung auf den »Einzigen und sein Eigentum«*, in: Feuerbach: *Sämtliche Werke*, Bd. 7: *Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums*, hg. v. Wilhelm Bolin, 2. unv. Aufl., Stuttgart-Bad Cannstatt 1960, S. 294–310, hier S. 300.

93 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Frankfurt a. M. 1970 (Theorie-Werkausgabe 7), S. 339 (§ 182, Zusatz).

94 Karl Marx: *Einleitung zu den »Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie«*, in: Karl Marx: *Ökonomische Manuskripte 1857/58*. Text, 2., unv. Aufl., Berlin 2006 (Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe [MEGA]*, 2. Abt.: »Das Kapital« und Vorarbeiten, Bd. 1), S. 21–45, hier S. 22.

›Mythologie‹ des 19. Jahrhunderts – des Jahrhunderts der heraufkommenden Massen also – eine so dominierende Rolle spielen.

In Henrik Ibsens »Peer Gynt«,⁹⁵ der neben Richard Wagners »Parsifal« wohl frappierendsten ›Versammlung‹ von Trivialmythen des 19. Jahrhunderts, hat die Problematik des Selbstseins in ihrer junghegelianischen Wendung eine Schlüsselstellung inne. Und gerade ein Vergleich mit Jean Pauls »Clavis Fichtiana« macht die ideologischen Verschiebungen deutlich, die im Verlauf eines halben Jahrhunderts eingetreten waren: Die erkenntnistheoretische Problematik des Subjektiven Idealismus spielt kaum noch eine Rolle, allenfalls findet sie ein Echo in Peers Tagträumen und ihrem Zerschellen an der tristen Realität. Dagegen erscheint das Streben nach Selbstbegründung noch immer in einer Konstellation von hybrider Selbstermächtigung, von praktischem Egoismus und Wahnsinn.

Die Spannung zwischen göttlichem und humanem Selbstsein prägt auch den »Peer Gynt«, beide Pole sind aber deutlich transponiert: An die Stelle des biblischen Gottes tritt »der große Krumme«, ein heidnisch-dämonisches Wesen, das in der Stockfinsternis auf die Frage nach seinem Namen stereotyp antwortet: »Ich selbst«, woran es einmal die höhnische Gegenfrage anschließt: »Kannst du eben das sagen?« (315/226f.) (Und wie der »große Krumme« ist auch die Sphinx »sie selbst« [338/286].) – Doch auch Peer Gynt pocht auf sein Selbstsein: »Ich trachtete stets, daß ich wäre / Ich selbst« (ebd.). Womit freilich nicht das »reine Ich« der Transzendentalphilosophie gemeint ist – im Gegenteil: »Das Gyntsche Ich, das ist das Heer / Von Wünschen, Lüsten und Begehr« (327/256) – vor allem hat es Geldbedarf. Indem so alles auf das eigene Ich bezogen wird, ist praktischer Egoismus die logische Konsequenz: »Was sei des Mannes Streben? / Er selbst zu sein [...] / Sich und dem Seinen soll er leben« (324/249).

Stimmen »Clavis Fichtiana« und »Peer Gynt« in dieser Diagnose überein, so zeigt doch bei Ibsen die »individualistisch egozentrische Ethik«, die alles »aus dem Streben nach Selbsterhaltung oder nach Lustgewinn herleitet«, ihr eindeutiges gesellschaftliches Profil als »bürgerliche Ethik«. ⁹⁶ Schon Stirners praktischer Egoismus war von seinen Kritikern als Bourgeois-Egoismus, als Standpunkt »der modernen, christlichen – Krämerwelt« entlarvt worden.⁹⁷

95 Henrik Ibsen: Peer Gynt, in: Ibsen: Samlede verker, Oslo 1968, S. 297–358; zit. nach der dt. Übs. v. Christian Morgenstern, in: Henrik Ibsen: Dramen, Bd. 1, Rostock 1965, S. 179–340 (künftig unter einfacher Angabe der Seitenzahlen der norweg. u. der dt. Ausgabe).

96 Spaemann, Reflexion und Spontaneität (Anm. 63), S. 22.

97 Moses Heß: Die letzten Philosophen, in: Heß: Philosophische und sozialistische Schriften. 1837–1850. Eine Auswahl, hg. v. Wolfgang Mönke, 2. Aufl., Berlin 1980, S. 379–393, hier S. 388.

So erweist sich nun auch der steinreich gewordene Peer Gynt (der an der marokkanischen Küste bramarbasiert, er wolle Kaiser in aller Welt werden [326/255 f.]) als echter Nachfahre von »Robinson Crusoe, de[m] *isolierte[n] Wirtschaftsmensch[en]*, welcher nebenher Missionsarbeit treibt«⁹⁸ – nun aber im imperialistischen Maßstab.

Peer Gynts Egoismus erfährt im Tollhaus zu Kairo seine Krönung (im wörtlichen Sinne) durch seine Proklamierung zu »Der Selbstsucht Kaiser«. Anfangs will er abwehren: »Ich bin wohl ich selber, in allen Lagen; / Aber hier [...] muß / Man außer sich selbst sein, sozusagen« (339/289). Doch der Anstaltsdirektor Begriffenfeldt weist ihn zurecht. Gerade hier sei man mit allen Konsequenzen »man selbst«:

Im Faß seines Ichs birgt ein jeder hier sich,
 Taucht in seines Ichs Gärung bis auf den Grund,
 Schließt zu sich hermetisch mit seines Ichs Spund
 Und dichtet das Holz im Brunnen seines Ichs.
 Keiner hat Tränen für der andern Wehen.
 Keiner hat Sinn für der andern Ideen. (Ebd.)

Indem ihn Begriffenfeldt am Selbstmord von zwei Wahnsinnigen teilnehmen läßt – einen präsentiert er mit den Worten: »Das war auch eine Persönlichkeit, / Ein Mann mit Methode« (340/293) –, treibt er ihn selbst bis an den Rand des Identitätsverlusts:

Peer Gynt (taumelt):

Was soll ich? Was bin ich? [...]
 Ich bin alles, was du willst [...]
 [...] nur hilf! Das gab mir den Rest! (341/295)

Als Peer schließlich schreiend in Ohnmacht fällt, setzt sich Begriffenfeldt im Triumph auf ihn: »Da ist er von sich selbst! Daß er / Im Staub die Krone denn empfangen!« (Ebd.) – Noch buchstäblicher als an Jean Pauls Schoppe erfüllt sich hier die Augustinische Prognose, das »experimentum suae medietatis« führe nicht zur Gottgleichheit, sondern erniedrige den Menschen

98 So Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus / Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus. Schriften 1904–1920, hg. v. Wolfgang Schluchter in Zusammenarb. m. Ursula Bube, Tübingen 2016 (Gesamtausgabe, I. Abt., Bd. 18), S. 123–492, hier S. 475 f. – Vgl. hierzu auch Marx' Dechiffrierung der Robinsonaden als »Vorwegnahme der »bürgerlichen Gesellschaft« (Marx, Einleitung zu den »Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie« [Anm. 94], S. 21).

im Gegenteil zur Tierähnlichkeit: »hoch droben von Cäsar / Bis herunter zum Grasfresser Nebukadnezar« (349/315).

Wie Peers erfolgreich praktizierter Egoismus, so hat auch die Darstellung seines Scheiterns über diese theologische Perspektive hinaus unverkennbar historisch-gesellschaftliche Konnotationen: In einem – die Ummontierungs-Szenen in Brechts »Mann ist Mann« (1938)⁹⁹ vorwegnehmenden – Tonfall schnöder Amüsiertheit wird ihm (in der 1. »Knopfgießerszene«) mitgeteilt, er müsse wieder in der *Masse* aufgehen, da er es zu gar keinem rechten Selbst gebracht habe. Allen Verwahrungen gegen solche *Enteignungsverfahren* zum Trotz soll er in den *Ausschufstopf* wandern, um da *umgeschmolzen* zu werden; denn wenn er auch nur ein *mißratener Guß* sei, so habe er als *Rohstoff* immerhin noch einigen *Metallwert* (351 f./320–324). – Wohl setzt die bürgerliche Gesellschaft das vereinzelt Individuum überhaupt erst frei; aber es ist gerade der entfesselte Individualismus der freien Konkurrenz, der – gemäß der Dynamik des technischen Fortschritts – die Selbständigkeit des Individuums untergräbt und zunehmend sein Aufgehen in der Masse erzwingt: »Selbsterhaltung verliert ihr Selbst.«¹⁰⁰

Verrät die Metaphorik hier im »Peer Gynt« eine deutliche Ahnung von dieser historischen Problemkonstellation, so ist diese später von Ibsen weitgehend abgeblendet worden. Wie er seither die enzyklopädische Bilderfülle des »Peer Gynt« strikt reduziert hat, so siedelt er auch die Spannung zwischen Selbstfindung und Selbstaufgabe nun ausschließlich in der Sphäre individueller ethischer Bewährung an.

Diese strenge Konzentration führt folgerichtig auch zur Ausschaltung der im »Peer Gynt« gegenwärtigen theologischen Perspektive. Wie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die theologische Exegese von Jahwes Namenoffenbarung in Ex. 3,13–15 aus dem Bann der Metaphysik löst und wie gleichzeitig die philosophische (und sei es polemische) Orientierung am göttlichen »Ich bin, der ich bin« weitgehend an ihr Ende kommt, so verliert dieses theologische Modell auch zunehmend seine Verbindlichkeit für die dichterische Gestaltung von Problemen der Selbstidentität. Und dies gilt gleichermaßen für die Darstellung von scheiternden Versuchen der Identitätsfindung etwa bei Pirandello oder Becken wie für die historisch-gesellschaftliche Destruktion dieses Problemkomplexes bei Brecht, wobei

99 Bertolt Brecht: Stücke 2, Berlin, Weimar 1988 (BFA 2), S. 169–227, bes. S. 195–202.

100 Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1980 (Gesammelte Schriften IV), S. 259–262 (Nr. 147: *Novissimum Organum*), hier S. 261; vgl. auch ebd., S. 167 ff. (Nr. 97: *Monade*).

allerdings in den »Ummontierungs-Szenen« und im »Identitätsmonolog«¹⁰¹ von »Mann ist Mann« die Entsprechungen zum »Peer Gynt« und auch die ironischen Anspielungen auf das biblische »Ich bin, der ich bin« noch mit Händen zu greifen sind. | 35

Daß diese biblische Formel als Formel auch in ihrer radikalen Säkularisierung nichts von ihrer Faszination verloren hat, zeigt als eines der letzten Echos die Schlüsselszene (Nr. 27) aus Peter Handkes »Kaspar«.¹⁰² Hier wird einerseits der *linguistic turn* des »Ich bin, der ich bin« demonstriert, das nurmehr als elementarster »Modellsatz«¹⁰³ im Rahmen einer »Sprechfolterung«¹⁰⁴ fungiert, in der Kaspar sein ursprünglicher Satz »Ich möchte ein solcher werden wie einmal ein anderer gewesen ist«¹⁰⁵ ausgetrieben und er gleichzeitig zum Sprechen, zum Selbstbewußtsein und zu gesellschaftlich konformem Rollenverhalten konditioniert wird. Und andererseits ist das grammatische Exerzitium des Kaspar gerade in dieser Reduktion ein zwingendes profanes Gegenstück zu den theologischen Meditationen Meister Eckharts oder Fénelons über die Selbstexplikation Gottes im Alten Testament – wobei das dreimalige »Ich bin, der ich bin« in Handkes Szene nicht von ungefähr in das Wahnsinns-Zitat der sterbenden Elisabeth aus Horváths »Glaube Liebe Hoffnung«¹⁰⁶ umschlägt:

Als ich bin, war ich. Als ich war, bin ich. Wenn ich bin, werde ich sein.
Wenn ich sein werde, war ich. Obwohl ich war, werde ich sein. Obwohl
ich sein werde, bin ich.

Sooft ich bin, bin ich gewesen. Sooft ich gewesen bin, war ich. Während
ich war, bin ich gewesen. Während ich gewesen bin, werde ich sein. In-
dem ich sein werde, bin ich gewesen. Indem ich gewesen bin, bin ich.

Dadurch, daß ich bin, war ich gewesen. Dadurch, daß ich gewesen war,
war ich. Ohne daß ich war, war ich gewesen. Ohne daß ich gewesen war,
werde ich sein. Damit ich sein werde, war ich gewesen. Damit ich gewesen

101 Brecht, Mann ist Mann (Anm. 99), S. 223 f.

102 Peter Handke: Kaspar, in: Handke: Theaterstücke 1, Berlin 2018, S. 115–247, hier S. 169–188.

103 Vgl. ebd., S. 169 u. 188.

104 Ebd., S. 119 (Vorrede).

105 Ebd., S. 128 u. öfter.

106 Ödön von Horváth: Glaube Liebe Hoffnung, hg. v. Martin Vejvar, unter Mitarb. v. Nicole Streitler-Kastberger, Berlin, Bosen 2020 (Wiener Ausgabe sämtlicher Werke. Hist.-krit. Edition, Bd. 5), S. 326 (V, 16) – von Handke leicht abgewandelt; vgl. hierzu den Schluß von Peter Handkes Aufsatz »Horváth und Brecht« (Handke: Aufsätze 1, Berlin 2018, S. 73 f.).

war, bin ich gewesen. Bevor ich gewesen bin, war ich gewesen. Bevor ich gewesen war, bin ich.

Ich bin, so daß ich gewesen sein werde. Ich werde gewesen sein, so daß ich war. Ich war, sobald ich gewesen sein werde. Ich werde gewesen sein, sobald ich sein werde. *Ich* werde sein, während *ich* gewesen sein werde. *Ich* werde gewesen sein, während *ich* gewesen bin. Ich bin gewesen, weil ich gewesen sein werde. Ich werde gewesen sein, weil ich gewesen war. Ich war gewesen, weil ich gewesen sein werde. Ich werde gewesen sein, weil ich bin.

Ich bin, der ich bin.

Ich bin, der ich bin.

Ich bin, der ich bin.

Kaspar hört zu schaukeln auf:

Warum fliegen da lauter so schwarze Würmer herum?

*Die Bühne wird schwarz.*¹⁰⁷

Mag dies das bisher trostloseste Echo des 'əbyəh 'uʕər 'əbyəh sein,¹⁰⁸ das letzte dürfte es gewiß nicht gewesen sein.

¹⁰⁷ Handke, Kaspar (Anm. 102), S. 187 f.

¹⁰⁸ Peter Handke schrieb mir hierzu am 23.12.1985: »Ihren Aufsatz habe ich gelesen mit der Sehnsucht, hebräisch zu kennen, ich hatte eine Empfindung von ›Urlauten.«

Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen, exemplifiziert an Heißenbüttels Namenspektrum

*Niemand klassifiziert so gern als der Mensch,
besonders der deutsche.*

Jean Paul, *Vorschule der Aesthetik* §16

I. Zum philosophischen Problem literarischer Eigennamen

Seit den Anfängen der abendländischen Poetik gehört die Behandlung der poetischen Namengebung und ihrer verschiedenen Spielarten zu deren konstanten Themen. So statuiert Aristoteles im berühmten 9. Kapitel der »Poetik« (1451b5–10) einen – freilich nicht näher explizierten – Bezug zwischen der Verwendung literarischer Namen und dem Allgemeinheitsanspruch der Dichtung, der sie zu etwas Philosophischerem und Gewichtigerem als die Geschichtsschreibung mache: τὰ καθόλου [...] οὗ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη (wörtlich: »das Allgemeine [...], worauf die Dichtung abzielt, *Namen beilegend*).¹ Allerdings läßt sich philologisch nicht mit Sicherheit entscheiden, wie denn dieses Participium coniunctum ὀνόματα ἐπιτιθεμένη genau zu interpretieren sei: ob modal (die Poesie ziele auf das Allgemeine, »*indem* sie Namen gibt«) oder konzessiv (»*obwohl* sie Namen gibt«) oder aber temporal ([von ἐπι- in ἐπιτιθεμένη:] »*und gibt dann* Namen bei).

Dagegen bietet die moderne Sprachphilosophie durchaus fruchtbare Ansätze zu einer weiteren Aufklärung des von Aristoteles exponierten Allgemeinheitsbezugs literarischer Namen. Man denke nur an Gottlob Freges mittlerweile klassische Theorie der »Scheineigennamen«,² der zufolge die

- 1 Aristoteles: *De arte poetica liber*, rec. Rudolf Kassel, Oxford 1968 (1965), S. 15 (dt. Übs. v. Manfred Fuhrmann: *Aristoteles: Poetik. Griech. / Dt.*, Stuttgart 1982, S. 28–31). – Zur kontroversen Auslegungstradition der zitierten Stelle (poet. 1451b9 f.) vgl. Hendrik Birus: *Poetische Namengebung. Zur Bedeutung der Namen in Lessings »Nathan der Weise«*, Göttingen 1978 (Palaestra 270), S. 63 ff.
- 2 Vgl. Gottlob Frege: *Logik*, in: *Frege: Nachgelassene Schriften*, bearb., eingel. u. m. Anm. versehen v. Hans Hermes, Friedrich Kambartel u. Friedrich Kaulbach unter Mitwirkung v. Gottfried Gabriel u. Walburga Rödding, Hamburg 1969 (Nachgelassene Schriften und Wissenschaftlicher Briefwechsel 1), S. 141 f.; ferner Gottlob Frege: *Über Sinn und Bedeutung*, in: *Frege: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, hg. u. eingel. v. Günther Patzig, 5., erg. Aufl., Göttin-

Namen in der Dichtung an Stelle des obligatorischen Gegenstandsbezugs der normalen Eigennamen nur einen ›Sinn‹ zu haben brauchen.³ Ja weit entfernt, bloße ›Identifikationsmarken‹ für nicht näher qualifizierte Individuen zu sein,⁴ sind die fiktionalen Namen in neuerer Zeit (im Anschluß an Frege) als »concept names with no denotation« charakterisiert worden.⁵ – Folgt man der Semiotik Charles Sanders Peirces, so läßt sich diese Besonderheit der literarischen Eigennamen auch als eine Verschiebung der dominant indexikalischen Nennfunktion der normalen Eigennamen⁶ in Richtung auf die symbolische Bezeichnungsfunktion des allgemeinen Wortschatzes⁷ be-

gen 1975, S. 40–65, hier S. 48; Frege: Ausführungen über Sinn und Bedeutung, in: Frege, Nachgelassene Schriften, S. 128–136, bes. S. 128 u. 133 f.; Frege: Einleitung in die Logik, in: ebd., S. 201–212, hier S. 208; sowie Freges Briefe an Edmund Husserl, 24.5.1891, u. an Bertrand Russell, 18.12.1902 u. 13.11.1904 (Gottlob Frege: Wissenschaftlicher Briefwechsel, hg., bearb., eingel. u. mit Anm. versehen v. Hans Hermes, Gottfried Gabriel, Friedrich Kambartel, Christian Thiel u. Albert Ver-aart, Hamburg 1976 [Nachgelassene Schriften und Wissenschaftlicher Briefwechsel 2], S. 96, 235 u. 247). Vgl. hierzu bes. Gottfried Gabriel: Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975, S. 20 ff.

3 Neben solchen ›literarischen Namen im engeren Sinne‹ finden sich in literarischen Werken nicht selten auch ›authentische Namen‹ bekannter Persönlichkeiten, Orte, Flüsse etc. als »nicht-fiktionale Bestandteile [...] fiktionale[r] Geschichten« (vgl. John R. Searle: Der logische Status fiktionalen Diskurses, übers. v. Andreas Kemmerling, in: Searle: Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie, Frankfurt a. M. 1982, S. 80–97, hier S. 94 f.); zum Problem der Übergangsformen zwischen solchen ›authentischen‹ und den fiktionalen ›verkörperten Namen‹ (s. u. S. 51 f.) vgl. bes. Jost Schillemeit: Namen, Poesie und Geschichte. Gedanken zu Hendrik Birus' Buch über »poetische Namengebung« (1982), in: Schillemeit: Studien zur Goethezeit, hg. v. Rosemarie Schillemeit, Göttingen 2006, S. 584–599, hier S. 591 ff.

4 Vgl. Alan Gardiner: The Theory of Proper Names. A Controversial Essay, 2. Aufl., London, New York, Toronto 1954, S. 41)

5 Robert M. Martin und Peter K. Schotch: The Meaning of Fictional Names, in: Philosophical Studies 26, 1974, S. 377–388, hier S. 388; zur gesamten Diskussion vgl. Birus, Poetische Namengebung (Anm. 1), S. 21–33.

6 Vgl. Charles Sanders Peirce: The Icon, Index, and Symbol, in: Peirce: Elements of Logic, hg. v. Charles Hartshorne u. Paul Weiss, 3. Aufl., Cambridge, Mass. 1965 (Collected Papers II), S. 156–173, bes. Nr. 2.284, 295 u. 305 f.

7 Vgl. ebd., Nr. 2.292 ff. u. 301. Vgl. hierzu Roman Jakobson: Visual and Auditory Signs (SW II, 334–337, bes. 335); dt. Übers. v. Dieter Münch: Visuelle und auditive Zeichen, in: Roman Jakobson: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982, hg. v. Elmar Holenstein, Frankfurt a. M. 1988, S. 286–300, bes. S. 288 f.; Quest for the Essence of Language (SW II, 345–359, bes. 346 ff. u. 357 f.); dt. Übers. v. Gabriele Stein: Die Suche nach dem Wesen der Sprache, in: Roman Jakobson: Form und Sinn.

schreiben. So interpretiert, ist die Verwendung literarischer Eigennamen durchaus vereinbar mit dem von Aristoteles erhobenen Allgemeinheitsanspruch der Dichtung, ja die poetische Namengebung vermag sogar einen eigenständigen Beitrag zur Realisierung dieses Anspruchs zu leisten: auch indem sie Namen gibt, zielt die Poesie notwendig auf ein Allgemeines ab.

II. Zur Behandlung verschiedener Spielarten literarischer Personennamen in der Poetik-Tradition

Freilich erfolgt dieser Allgemeinheitsbezug in durchaus unterschiedlichen Formen. Deshalb trifft Aristoteles auch gleich im Anschluß an jene grundsätzliche Bemerkung zur poetischen Namengebung eine klare Unterscheidung zwischen den in der Komödie verwendeten *beliebigen* oder *erdichteten* Namen (τυχόντα ὀνόματα; πεποιημένα ὀ.) und den zumeist in der Tragödie verwendeten *überlieferten* oder *bekannt* *Naen* (γενομένα ὀνόματα; γνώριμα ὀ.).⁸ Damit hat Aristoteles der Gattungspoetik seit der Renaissance ein kanonisches Schema und zugleich – vor allem dank der Vagheit der erstgenannten Klasse der *beliebigen Namen* – eine dauernde Anregung zur weiteren Artikulation und Spezifizierung dieses Schemas hinterlassen.

Ziemlich unproblematisch ist dabei die Klasse der *überlieferten* oder *bekannt* *Namen*. Dies bezieht sich selbstverständlich nicht auf die bloße Namensform als solche, meint also nicht etwa ›bekannte Namen‹ wie *Paul* oder *Anna* in Opposition zu ›erfundenen‹ wie *Bilbo*, *Frodo* oder *Bandobras Tuk* (in Tolkiens »The Lord of the Rings«). Sondern gemeint sind hier eindeutig die *verkörpert* *Namen* (»embodied names«), wie sie Alan Gardiner definiert hat als »the sort [of names] that is exclusively employed of, and tied down to, a particular person or place or whatever it may be.«⁹ In der attischen Tragödie sind dies etwa die durch den Mythos überlieferten Namen *Oidipous*, *Antigone*, *Iphigeneia* und *Medeia*, aber auch die der zeitgenössi-

Sprachwissenschaftliche Betrachtungen, München 1974, S. 14–30, bes. S. 15 ff. u. 28 f.; u. Language in Relation to Other Communication Systems (SW II, 697–708, bes. 700 f.); dt. Übs. v. Gabriele Stein: Die Sprache in ihrem Verhältnis zu anderen Kommunikationssystemen, in: Jakobson, Form und Sinn, S. 162–175, bes. S. 165 f.

8 Aristoteles, De arte poetica (Anm. 1), 1451b13 u. 20 f., sowie 1451b15 u. 20; hierzu und zum folgenden vgl. den Stellenkommentar in: Aristoteles: Poetics, hg., eingel., komm. u. m. einem Nachwort versehen v. Donald W. Lucas, Oxford 1972, S. 121 ff.

9 Gardiner, The Theory of Proper Names (Anm. 4), S. 11.

40 | schen Perserkönige *Dareios* und *Xerxes* – oder mit Lessing zu reden: »Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind.«¹⁰

Wie der Sache nach bereits die meisten Aristoteles-Kommentatoren der Renaissance (Maggi/Lombardi, Robortello, Riccoboni u. a.) und im wesentlichen gestützt auf antike Philologen-Kommentare zur römischen Komödie (bes. Donatus),¹¹ hat Lessing zugleich vorgeschlagen, die bei Aristoteles ganz unbestimmt bleibende Restklasse der *beliebigen* oder *erdichteten Namen* als *redende Namen* zu explizieren: nämlich als »Namen, die man nur hören durfte, um sogleich zu wissen, von welcher Art die seyn würden, die sie führen«, und die »der Etymologie nach [...] eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf sonst etwas [haben], was diese Personen mit mehreren gemein haben können«, wie z. B. bei Aristophanes *Phidippides* (»Spaarroß«) oder in der Neuen Komödie *Pyrgopolinices* (»Mauerbrecher«), und *Artotrogus* (»Brockenschröter«), die Soldaten *Thraso* (»der Kühne«) und *Polemon* (»Krieger«) oder der Geldwechsler *Misargyrides* (»Geldhasser«).¹²

Solche etymologisch motivierten Eigennamen erschöpfen allerdings allenfalls einen Teilbereich der von Aristoteles der Komödie zugewiesenen *beliebigen* oder *erdichteten Namen*. In seinem Kommentar zur Aristotelischen »Poetik« hat Castelvetro deshalb bei der Behandlung dieser Klasse von literarischen Namen den Gesichtspunkt der individuellen Personencharakteristik völlig hinter den der Angemessenheit dieser Namen an den üblichen realen Namensgebrauch zurücktreten lassen: sei es einer Angemessenheit an Ort und Zeit der Handlung, wie sie gerade Boccaccio im »Decameron« sorgfältig beobachtet habe (etwa wenn er – in Abhebung von seiner überwiegend italienischen Namensgebung – für die Figuren der im antiken Griechenland spielenden Novellen V,1 und VII,9 Namen heidnisch-griechischen Ursprungs, wie *Cimone*, *Lisimaco*, *Efigenia* oder *Nicostrato*, auswählt, ohne daß dabei deren Etymologie eine erkennbare Rolle spielte), sei es einer Angemessenheit an die soziale Stellung der Namenträger.¹³ – In diese Richtung zielt ja

10 Gotthold Ephraim Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 24. St. (LM IX, 283). – Diese Verwendung »verkörperter Namen« braucht keinen Anspruch auf deren tatsächliche Referenzialisierbarkeit einzuschließen; vgl. hierzu Gabriel, Fiktion und Wahrheit (Anm. 2), S. 67f., sowie schon Goethe in seiner Rezension von Manzoni Tragödie »Il Conte di Carmagnola«: »Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm seine sittliche Welt darzustellen und [er] erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen.« (FA I 20, 478–491, hier 486.)

11 Vgl. Birus, Poetische Namensgebung (Anm. 1), S. 68 ff.

12 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 90. St. (LM X, 165f.).

13 Vgl. Lodovico Castelvetro: Poetica D'Aristotele Vulgarizzata, et Sposta, Basel 1576, S. 192 ff.

auch Lessing, wenn er gegen die ›Übersetzung‹ von *St. Preux* (dem Helden von Rousseaus »La Nouvelle Héloïse«) durch *Siegmund* mit der Begründung protestiert: | 41

Der Name Siegmund schmecket bey uns ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchterer, und auf den Ton der großen Welt aufmerksamer seyn wollten.¹⁴

Dieser Wunsch sollte nicht in den Wind gesprochen sein, denn in der Tat bilden solche (durch die alltägliche Namengebungspraxis fundierten) *klasifizierenden Namen* geradezu den Hauptfundus für die ›realistische‹ Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

So bleibt als letzte Teilklasse der von Aristoteles thematisierten *beliebigen* oder erdichteten *Namen* nur noch die der *klangsymbolischen Namen*, bei denen – wie tendenziell in aller Poesie – eine Aktualisierung des »sound-meaning nexus«¹⁵ erfolgt und denen auf Grund einer wachsenden Abneigung gegen die simplifizierende Eindeutigkeit der ›redenden Namen‹ vor allem in der Romantik und im Symbolismus besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. In diesem Sinne betont schon Jean Paul in der ›Vorschule der Aesthetik‹:

Unausstehlich ist dem deutschen Gefühle die brittische Namensvetterschaft mit der Sache; – wozu Hermes früher die häßlichsten Proben an den Herren *Verkennt*, und *Grundleger* und neuerlich an Herrn *Kerker* und überall geliefert. Aber ganz und gar nichts soll wieder kein Name bedeuten, besonders da nach Leibnitz doch alle Eigennamen ursprünglich allgemeine waren, sondern so recht in der Viertels-Mitte soll er stehen, mehr mit Klängen als mit Sylben reden und viel sagen, ohne es zu nennen [...].¹⁶

– ein Phänomen, das sich mit Uriel Weinreich als ›hypersemanticization‹ beschreiben läßt:

The phonic vehicle of signs assumes an independent symbolic value (whether ›impressionistic‹ – sound-imitative – or ›expressionistic,‹ i. e., synaesthetic); a special semantic relation is imputed to signs with similar

14 Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 8. St. (LM IX, 218).

15 Roman Jakobson: Linguistics and Poetics (SW III, 18–51, hier 44); dt. Übs. v. Stephan Packard: Linguistik und Poetik (PG I, 155–216, hier 195).

16 Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit, hg. v. Florian Bambeck, Bd. 2, Berlin, München 2015 (HKA W V/2), S. 177 (2. Aufl., § 74).

vehicles (rhyme, etc.); in short, incipient correlations between content and expression are exploited, in contrast to the arbitrariness of this relation in semantically ›normal‹ uses of language.¹⁷

Darauf vor allem beruht auch die komische Wirkung der Namen von Gryphius' polternd großsprecherischem *Don Daradiridatumtarides* oder der garsichtigen Schwestern *Murxa* und *Wirx* und der fünf Brüder *Gripsgraps*, *Pitschpatsch*, *Piffpaff*, *Pinkepank* und *Trilltrall* in Clemens Brentanos »Märchen«.

III. Onomastische Klassifikationsversuche

Völlig unabhängig von dieser Behandlung verschiedener Spielarten der poetischen Namengebung im Rahmen der traditionellen Poetik und Literaturkritik sind in den letzten Jahrzehnten auch von Seiten der linguistischen Onomastik verschiedene Einteilungen literarischer Personennamen vorgeschlagen worden. Drei von ihnen sollen im folgenden vorgestellt und kritisch gegeneinander abgewogen werden, ohne sie und das durch sie erfaßte Namenmaterial hier im einzelnen würdigen zu können.

In den fünfziger Jahren hatte Rudnyčkyj folgende Funktionstypologie literarischer Namen aufgestellt:

1. *relevance to the contents:*
 - a) *relevance to the quality of literary characters*
(*meaningful names*);
 - b) *relevance to the place of action (couleur locale)*;
 - c) *relevance to the time of action (couleur historique)*.
2. *relevance to the form.*¹⁸

17 Uriel Weinreich: On the Semantic Structure of Language, in: Weinreich: On Semantics, hg. v. William Labov u. Beatrice S. Weinreich, Philadelphia 1980, S. 37–96, hier S. 42.

18 Jaroslav Bohdan Rudnyčkyj: Functions of Proper Names in Literary Work, in: Paul Böckmann (Hg.): Stil- und Formprobleme in der Literatur. Vorträge des 7. Kongresses der Internationalen Vereinigung für moderne Sprachen und Literaturen in Heidelberg, Heidelberg 1959, S. 378–383, hier S. 383. – Allgemein zur wissenschaftstheoretischen Problematik ›typologischer Klassifikationen‹ vgl. Carl G. Hempel: Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science, Chicago, Ill. 1952 (International Encyclopedia of Unified Science, Vol. II/7), S. 46–54, u. Carl G. Hempel: Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science, New York, London 1965, S. 151 f. u. 157 ff., sowie schon die klassische Arbeit von Carl G. Hempel u. Paul Oppenheim: Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie, Leiden 1936, S. 5 ff. u. 103 ff.

Wie man unschwer erkennt, laboriert dieser typologische Klassifikationsversuch von vornherein an der überwältigenden quantitativen Disproportion zwischen der 1. und der 2., rein klanglich-musikalisch definierten Hauptgruppe literarischer Namen.

Darüber hinaus vereinigt er in der Untergruppe 1.a) *Names relevant to the quality of the characters* so verschiedenartige Namentypen wie Gogol's ›redende Namen‹ *Bul'ba* (›Kartoffel‹) und *Sobakevič* (›Hundesohn‹) und seine überwiegend ›klangsymbolischen Namen‹ *Čičikov* und *Akakij Akakievič*, während andererseits die Untergruppen 1.b) *Names relevant to the place of the action* und 1.c) *Names relevant to the time of the action* schwerlich trennscharf voneinander abzugrenzen sind.¹⁹

Verglichen damit, stellt die von Michajlov vorgeschlagene Klassifikation ein wesentlich ausgewogeneres und detaillierteres Ordnungsschema der literarischen Onomastik dar:

1. *Eigennamen, die die Funktion der ›semantischen Charakterisierung‹ haben* (›sobstvennye imena, obladajuščie funkciej ›semantičeskoj charakteristiki«).
2. *Eigennamen, die hauptsächlich eine allgemein-expressive Funktion erfüllen, aber nicht die Funktion der semantischen Charakterisierung besitzen* (›sobstvennye imena, osuščestvljajuščie po preimuščestvu obščeečespressivnuju funkciju, no ne obladajuščie funkciej semantičeskoj charakteristiki«).
3. a) *Eigennamen, die hauptsächlich die Funktion eines Hinweises auf die soziale Zugehörigkeit der Personen erfüllen* (›sobstvennye imena, osuščestvljajuščie po preimuščestvu funkciju ukazanija na social'nuju prinadležnost' personažej«);
 b) *Eigennamen, die hauptsächlich die Funktion der Konkretisierung und individualisierenden Hervorhebung erfüllen (manchmal in Verbindung mit der Funktion eines Hinweises auf die nationale Zugehörigkeit des Trägers)* (›sobstvennye imena, osuščestvljajuščie po preimuščestvu funkciju konkretizacii i individualizirujuščego vydelenija [inogda – v sočetanii s funkciej ukazanija na nacional'nuju prinadležnost' človeka]«);
 c) *reale Eigennamen historischer Figuren, die als Personen literarischer Werke oder als historische Reminiszenzen vorkommen, aber auch reale historische Eigennmen, die als metaphorische Benennungen ausgenutzt*

19 Vgl. Rudnyčkyj, *Functions of Proper Names* (Anm. 18), S. 379 ff.; eine Subklassifikation der 2. Hauptgruppe »names relevant to the form« findet sich bei Iraida Gerus-Tarnawecy: *Literary Onomastics*, in: *Names* 16, 1968, S. 312–324 (vgl. das abschließende Schema in: ebd., S. 323).

werden (»real'ny[e] sobstvenny[e] imen[a], javljajuščichsja personažami literaturnych proizvedenij ili istoričeskimi reminiscensijami, a takže real'ny[e] istoričeski[e] sobstvenny[e] imen[a], ispol'zuemy[e] dlja metaforičeskich imenovanij«).²⁰

Dennoch vereinigt auch Michajlov – kaum anders als Rudnyčkyj – allzu heterogenes Material in einer einzigen Klasse: etwa in der 3. Klasse (einer reinen Verlegenheitslösung ohne irgendeinen Oberbegriff!) die beiden eng verwandten Spielarten »klassifizierender Namen« mit den ganz andersartigen »realen Eigennamen historischer Figuren«. Andererseits sortiert er gleichartige Namen in ganz unterschiedliche, aber nur unscharf definierte Klassen: wie z. B. *Dobromyslov* (»Gutdenker«), *Pravdoljubov* (»Wahrheitsliebender«), *Pugovicyn* (»Einschüchterer«) und *Deržimorda* (»Halt's Maul!«) in die 1. Klasse der »Eigennamen, die die Funktion der »semantischen Charakterisierung« erfüllen«, die höchst ähnlichen Namen *Smekalov* (»Scharfsinniger«), *Miluškin* (»Liebling«), *Poceluev* (»Küsser«) und *Trjapičkin* (»Lumperjan«) dagegen in die 2. Klasse der »Eigennamen, die hauptsächlich eine allgemein-expressive Funktion erfüllen«.

Sowohl im Hinblick auf formale Kohärenz wie auf materiale Angemessenheit werden diese beiden Klassifikationsversuche zweifellos durch Migliorini (inzwischen mehr als ein halbes Jahrhundert alte) Einteilung literarischer Namen übertroffen:

1. *Namen, die auf eine bestimmte Persönlichkeit anspielen*
(»nomi che alludono a un'individualità determinata«).
2. *Namen, die in unbestimmter Weise ein bestimmtes Milieu evozieren*
(»nomi che evocano in modo vago certo ambiente«).
3. *Namen, deren Klang einen unbestimmten Symbolwert hat*
(»nomi il cui suono abbia un vago valore simbolico«).
4. *Durchsichtige oder »redende« Namen*
(»nomi trasparenti o »parlanti««).²¹

Diese Typologie literarischer Namen hat den großen Vorzug, daß sie durch die zuvor von Migliorini herausgearbeiteten Hauptgesichtspunkte der all-

²⁰ V.N. Michajlov: *Sobstvennye imena personažej russkoj chudožestvennoj literatury XVIII i pervoj poloviny XIX vv., ich funkcii i slovoobrazovanie*. [Die Eigennamen von Figuren der russischen Belletristik des 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihre Funktion und ihre Wortbildung], Kand. Diss., P.I. Moskau 1956, Autoreferat S. 8 ff., 11 ff. u. 14 ff.

²¹ Bruno Migliorini: *Dal nome proprio al nome comune. Studi semantici sul mutamento dei nomi propri di persona in nomi comuni negli idiomi romanzi*, Genf 1927, S. 49.

tagssprachlichen Namenwahl fundiert ist: (1) »allusione a un'individualità determinata«, (2) »evocazione«, (3) »simbolismo fonetico« und (4) »trasparenza«. ²² Darüber hinaus bietet diese typologische Klassifikation den Vorteil, daß sie ohne weiteres mit den in der Poetik-Tradition thematisierten, obgleich hier nirgends zusammenfassend dargestellten Spielarten literarischer Namen kompatibel ist. Was aber bei Migliorini lediglich als eine Aufzählung gebräuchlicher Namentypen ohne irgendwelchen Vollständigkeitsanspruch auftritt, erlaubt durchaus eine strengere Systematisierung im Hinblick auf die linguistischen Faktoren, die bei der Semantisierung von alltagssprachlichen Eigennamen im Traum, im Witz, in der Folklore und nicht zuletzt in der Literatur eine wesentliche Rolle spielen.

IV. Schema, Definitionen und Erläuterungen zu einer Typologie literarischer Namen

<i>Individuell</i>	nicht-einzelsprachlich	einzelsprachlich
Kontiguität	<i>verkörperte Namen</i>	<i>klassifizierende Namen</i>
Similarität	<i>klangsymbolische Namen</i>	<i>redende Namen</i>
<i>Seriell</i>		

1. *Verkörperte Namen*: literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der Kontiguitätsassoziation eines bereits (real oder fiktional) existierenden Trägers dieses Namens und dessen Eigenschaften beruht (z. B. *Salman*, *Cosdras*, *Roland*, *Artus*, *Etzel* oder *Dietrich*, aber auch *Eneas*, *Dido* oder *Kamille*).
2. *Klassifizierende Namen*: literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der Kontiguitätsassoziation bestimmter (nationaler, religiöser, sozialer u. a.) Gruppen von Namenträgern beruht, die durch den allgemeinen Sprachgebrauch oder aber durch feste literarische Konventionen bedingt ist (z. B. männliche vs. weibliche, christliche vs. antik-heidnische, Adels- vs. Bedienstetennamen).
3. *Klangsymbolische Namen*: literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf ihren ikonischen Qualitäten (z. B. onomatopoetischen, synästhetischen, diagrammatischen Similaritätsassoziationen) beruht (wie bei Gryphius' aufgeblasenem »miles gloriosus« *Don Daradiridatumtarides* oder Wolfram von Eschenbachs »heidensch« klingenden, verball-

22 Ebd., S. 24–29.

hornt antiken Namen *Papiris von Trogodjente, Behantins von Kalomidente, Farjelastis von Affricke, Liddamus von Agrippe, Tridanz von Tinodonte, Amaspartins von Schipelpjonte* etc.²³

4. *Redende Namen*: literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der – sei es etymologisch, sei es sekundär motivierten – Similaritätsassoziation von Elementen des allgemeinen Wortschatzes beruht, z. B. in der mittelalterlichen Tierdichtung der Kater *Diepreht*, der Bär *Brun*, der Löwe *Vrevel*, aber auch fremdsprachige wie der Löwe *Nobel* und der Hahn *Scantecler* (< ›chanter‹ + ›clair‹), andererseits in der höfischen Epik volksetymologische Namen(um)deutungen wie »*Érec* der Ehren holde« (Hartmann von Aue: »Erec« v. 9963) oder »von triste *Tristan* was sin nam« (Gottfried von Straßburg: »Tristan und Isold« v. 2003).

Die horizontale Achse der *Kontiguität* vereinigt literarische Namen, deren Semantisierung vornehmlich auf der Kontiguitätsassoziation von Namen mit Nameträgern bzw. Gruppen von Namenträgern beruht.²⁴ Demgegenüber wird diese genuine Namenrelation bei den auf der anderen horizontalen Achse der *Similarität* gruppierten literarischen Namen überlagert durch klangliche oder lexikalische Similaritätsassoziationen.²⁵

23 Carl J. Lofmark: Name Lists in Parzival, in: Mediaeval German Studies. Presented to Frederick Norman by his students, colleagues and friends on the occasion of his retirement, London 1965, S. 157–173, hier S. 158–163.

24 Die Relation von Name und Gegenstand wird schon von Alexander Bain – in seinen Anmerkungen zu James Mill: Analysis of the Phenomena of the Human Mind. A New Edition with Notes Illustrative and Critical by Alexander Bain, Andre Findlater and George Grote, with Additional Notes by John Stuart Mill, London 1869, Bd. 1, S. 121 – als Kontiguitätsrelation gefaßt; entsprechend werden die Personennamen auch von Peirce als »Subindices« klassifiziert, deren referentieller Bezug auf bestimmte Individuen auf der »association by contiguity« basiert (Peirce, Elements of Logic [Anm. 6], Nr. 2.284, 295 u. 305 f.).

25 Zur Opposition von ›Similarität‹ und ›Kontiguität‹ vgl. die klassische Assoziationspsychologie, im Anschluß an David Hume: An Inquiry Concerning Human Understanding, in: Hume: On Human Nature and the Understanding, hg. v. Anthony Flew, New York, London 1962, S. 17–163 (Kap. 3); ferner in neuerer Zeit: George Gaylord Simpson: Principles of Animal Taxonomy, New York 1961 (Columbia Biological Series 20), S. 3 f., Stephen Ullmann: The Principles of Semantics, 2., verb. Aufl. New York 1957, S. 79 f. u. 220–244, u. Stephen Ullmann: Semantics. An Introduction to the Science of Meaning, Oxford 1962, S. 212–227; sowie besonders Roman Jakobson: Aphasia as a Linguistic Topic (SW II, 229–238, bes. 232 f.), Jakobson: Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances (ebd., 239–259); dt. Übs. v. Georg Friedrich Meier, überarb. v. Wolfgang Raible: Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen, in: Roman Jakobson: Aufsätze zur Linguistik und Poetik, hg. u. ein-

Am unmittelbarsten kommen die beiden Typen der Kontiguitäts- und der Similaritätsassoziation zur Geltung, wo sie nicht spezifisch *einzelnsprachlich* fixiert sind: *indexikalisch* bei den ›verkörperten Namen‹, *ikonisch* bei den ›klangsymbolischen Namen‹.²⁶ Wo sie dagegen *einzelnsprachbezogen* fungieren, kommen beide Assoziationstypen statt dessen *symbolisch* vermittelt zur Geltung; dementsprechend sind die ›redenden Namen‹ weitgehend übersetzbar, die (stärker indexikalischen) ›klassifizierenden Namen‹ immerhin in beschränktem Maße (etwa der Bedientenname *John* durch *Johann*, *Jean* oder *Ivan*).

Außer diesen horizontalen und vertikalen Hauptachsen des Schemas kommt auch seinen Diagonalen insofern eine besondere Bedeutung zu, als sie weitgehend den gebräuchlichen Sammelbegriffen der »Appellativnamen«²⁷ und der »suggestiven Namen«²⁸ entsprechen. Die fallende Diagonale der *individuellen Semantisierung* verbindet die ›verkörperten‹ und die ›redenden Namen‹, die auf Grund ihrer funktionalen oder genetischen Affinität zu den Appellativa als *Appellativnamen* zusammengefaßt werden können und die eine klare – sei es direkte, sei es ironische – Charakterisierungsfunktion im Hinblick auf ihren Träger haben: »er heißt A, und er ist ein (oder: kein) A«. (So für die ›redenden Namen‹ – i. Sam. 25,25: »Wie jemand heißt, so ist er: *Nabal* [hebr. ›Tor‹] heißt er, und voll Torheit ist er«; und für die ›verkörperten Namen‹ – Lichtenbergs »Fragment von Schwänzen«: »Er [sc. der Leibhund Heinrichs VII.] hieß *Cäsar*, und war Cäsar. Auf seinem

gel. v. Wolfgang Raible, München 1974, S. 117–141; Jakobson: Zeichen und System der Sprache (SW II, 272–279, bes. 272 ff.); Jakobson: Toward a Linguistic Classification of Aphasic Impairments (ebd., 289–306, bes. 292–297); Jakobson: Linguistic Types of Aphasia, (ibd., 307–333, bes. 310 f.); u. Jakobson: Značenie Kruševskogo v razvitii nauki o jazyke [Die Bedeutung Kruszewskis in der Entwicklung der Sprachwissenschaft] (ibd., 429–450, bes. 439 f.). – Vgl. hierzu Hendrik Birus: Der ›Metaphoriker‹ Jean Paul, in: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 22, 1987, S. 41–66, bes. S. 61 f. (in diesem Band S. 341–369).

- 26 Zum ›ikonischen‹ Aspekt der Sprache vgl. Jakobson: Quest for the Essence of Language (SW II, 349–357); dt. Übs. v. Gabriele Stein: Die Suche nach dem Wesen der Sprache, in: Jakobson, Form und Sinn [Anm. 7], S. 19–28.
- 27 Wilhelm Wackernagel: Die deutschen Appellativnamen, in: Wackernagel: Kleinere Schriften, Bd. 3: Abhandlungen zur Sprachkunde, Leipzig 1874, S. 59–177, hier S. 63.
- 28 Vgl. Wolfgang Fleischer: Die deutschen Personennamen, Berlin 1964, bes. S. 12; sowie daran anschließend Gerhard Eis: Vom Zauber der Namen. Vier Essays, Berlin 1970, bes. S. 9–28; Tests über suggestive Personennamen in der modernen Literatur und im Alltag, u. Reinhard Krien: Namenphysiognomik. Untersuchungen zur sprachlichen Expressivität am Beispiel von Personennamen, Appellativen und Phonemen im Deutschen, Tübingen 1973.

Halsbände stand das Motto: *aut Caesar, aut nihil* [...]«.) Dagegen verbindet die steigende Diagonale der *seriellen Semantisierung* die in jüngster Zeit öfter als *suggestive Namen* zusammengefaßten ›klangsymbolischen‹ und ›klassifizierenden Namen‹, deren Bedeutungsfärbung zumeist in Analogie oder Kontrast mit dem übrigen Namenensemble einer Dichtung oder aber auf der Basis von ›Appellativnamen‹ zur Abhebung kommt: »er heißt *B*, und dies suggeriert – zumal im Vergleich zu den sonstigen Namen *C*, *D* und *E* oder als Modifikation des Namens *B*’ – die Eigenschaft *x*«. (So für die ›klangsymbolischen Namen‹: Brentanos Namenserie *Gripsgraps*, *Pitschpatsch*, *Piffpaff*, *Pinkepank* und *Trilltrall*; für die ›klassifizierenden Namen‹ – Johannes Bobrowskis Roman »Levins Mühle«: *Kaminski*, *Tomaschewski*, *Kossakowski* vs. *Lebrecht*, *Ger mann*, deren Witz – im Sinne einer gezielten Erwartungsenttäuschung – darin besteht, daß die ›polnischen‹ Namen von Deutschen getragen werden und umgekehrt.)

Offensichtlich bilden die vier Grundtypen der *verkörperten*, *klassifizierenden*, *klangsymbolischen* und *redenden Namen* untereinander ein kohärentes System.

V. Anwendungsmöglichkeiten

Wie schon in der Aristotelischen »Poetik« thematisiert, besteht eine deutliche Zuordnung einzelner Namentypen zu bestimmten literarischen Genres: man denke nur an die Verwendung *verkörperter Namen* in der Tragödie, der Satire und dem philosophischen Dialog der Antike; *redender Namen* in der Komödie und den verschiedensten Spielarten der didaktischen Literatur; *klassifizierender Namen* im naturalistischen Drama und Roman; *klangsymbolischer Namen* in der romantischen und symbolistischen Lyrik. Allerdings sind dies zumeist keine zwingenden Normierungen; wie ja schon Aristoteles bezüglich der Tragödie notiert hatte:

Bei der Tragödie [...] halten sie [sc. die Dichter] sich an die überlieferten Namen. [...] Es kommt allerdings auch in den Tragödien vor, daß unter den Namen nur einer oder zwei bekannt sind und die anderen erfunden; in einigen ist kein einziger Name bekannt, wie im »Antheus« des Agathon.²⁹

Abgesehen von solcher simultanen Verwendung verschiedener Namentypen in einzelnen literarischen Werken sind in der Neuzeit zunehmend Mischformen zwischen diesen Namentypen selbst zu beobachten: etwa die Verwen-

²⁹ Aristoteles: Poetik, Übers., Einl. u. Komm. v. Olof Gigon, Stuttgart 1961, S. 36 (poet. 1451b15 u. 19 ff.).

dung *klassifizierender Namen* bei gelegentlicher Aktualisierung ihrer *redenden* Bedeutung (besonders bei fremdsprachigen Namen, wie den griechischen Personennamen in Hölderlins »Hyperion«), die zumeist satirisch-parodistische Verwandlung von *verkörperten* in *redende Namen* (z. B. des Namens *Simplicio* – abgeleitet von dem Namen des antiken Aristoteles-Kommentators *Simplicius*, doch zugleich in unverkennbarer Anspielung auf mlat. *simplex* [»einfältig«] – in Galileos »Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo« oder des Namens *Klopstock* in Brentanos »Märchen von dem Schulmeister *Klopstock* und seinen fünf Söhnen«) oder von *verkörperten* in zugleich *klassifizierende Namen* (wie die serienweise Verballhornung der Nazi-Namen *Röhm*, *Goebbels* und *Göring* in eine Art italianisierender Mafia-Namen *Roma*, *Givola* und *Giri* in Brechts »Aufhaltsamem Aufstieg des Arturo Ui«).

Außer einer weiteren Subklassifikation – z. B. der *redenden Namen* in eigen- und fremdsprachliche oder der *klassifizierenden Namen* in ihre verschiedenen Spielarten – ermöglicht die hier vorgeschlagene Typologie auch eine differenzierte Erfassung der verschiedensten Mischformen zwischen den einzelnen Namentypen sowie eine Beschreibung von historischen Verschiebungen innerhalb der literarischen Namengebung. So spricht etwa einiges für die Hypothese, daß die europäische Literatur seit dem 18. Jahrhundert – ungeachtet erheblicher Differenzen zwischen ernsthafter und komischer Namengebung – insgesamt dazu tendiert, die beiden elementaren Typen der *redenden* und *verkörperten Namen* (also der »Appellativnamen«) in Richtung auf die beiden semantisch weniger eindeutigen, »suggestiven« Typen der *klassifizierenden* und *klangsymbolischen Namen* zu modifizieren.³⁰

VI. Eine exemplarische Fallstudie: Heißenbüttels Namenspektrum

Auf Grund der Schwierigkeit, in der mittelalterlichen deutschen Literatur auch nur alle vier Grundtypen innerhalb eines einzelnen Werks, einer einzelnen Gattung oder des Lebenswerkes eines einzelnen Verfassers überzeugend zu exemplifizieren, sei abschließend ein weiter Sprung gewagt. Und zwar bis in die deutsche Nachkriegsliteratur, die für die literarische Onomastik ein ungemein fruchtbares – allerdings weit weniger als die mittelalterliche Literatur bearbeitetes – Feld darstellt. Man denke nur an die ganz unterschiedliche Palette von Personennamen in den Stücken Dürrenmatts, an die unver-

30 Vgl. hierzu schon ansatzweise Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune* (Anm. 21), S. 49f.

wechselbar farbige Namengebung in den Romanen Johnsons, Grass' und des späteren Böll, an das (an Proust gemahnende) Wechselspiel von Namenimagination und -reflexion in Hildesheimers Romanen »Tynset« und »Masante«, schließlich an die der poetischen Namengebung gewidmete Frankfurter Poetik-Vorlesung Ingeborg Bachmanns. Die Lyrik der letzten Jahrzehnte ist demgegenüber onomastisch vergleichsweise uninteressant, wobei die Vertreter der Konkreten Poesie und der mit ihr verwandten Spielarten experimenteller Dichtung eine nahezu völlige Abstinenz in der Verwendung von Eigennamen zeigen – mit einer bedeutenden Ausnahme: Helmut Heißenbüttel. Was Heißenbüttel mit den genannten Romanciers verbindet, das ist die fast obsessive Vielfalt von mehr als 1000 Personennamen in seinem vom Umfang her eher schmalen Œuvre. Stehen jene Autoren aber weitgehend in der Tradition »realistischer«, humoristisch oder ironisch abgetönter poetischer Namengebung (also Raabes, Fontanes, Th. Manns und verwandter Autoren), so hat Heißenbüttel damit denkbar wenig gemein. Seine Namen sind einerseits weniger erdichtet, geradezu dokumentarisch, wie die Vielzahl authentischer Namen von Politikern, Philosophen, Künstlern und Kritikern in seinem gesamten Werk; andererseits viel unwahrscheinlicher, ausgedachter, wie *Queeny Hundekacke*,³¹ *Napoleon Bonapipi* (P3/1 130), *Rumold Ruschelrute* (P3/1 151), *Mephistopheles Mittelweg-Engelszunge* (P3/1 146) oder der Demoskop *Rodolfo Schleim* (P3/1 147) in den sogenannten »Märchen«. Allesamt aber sind sie nicht »realistisch«, auf einer Ebene mittlerer Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit, und auch nicht »poetisch« in einem auratischen Sinne, sondern eher nüchtern bis gezielt »geschmacklos«.

Überblickt man Heißenbüttels bisheriges dichterisches Werk – vor allem die »Textbücher 1–6« (1960–1967), die »Projekt«-Bände Nr. 1–3/3 (1970–1980), die Erzählung »Die goldene Kuppel des Comes Arbogast oder Lichtenberg in Hamburg« (1979), die unter dem Titel »Ödipuskomplex made in Germany« gesammelten »Gelegenheitsgedichte, Totentage, Landschaften 1965–1980« (1981) sowie schließlich die »Textbücher 8–11« (1985–1987) –, so begegnet man einem differenzierten, ja sich zunehmend differenzierenden Namenspektrum, wobei freilich die letzten »Textbücher« wieder unverkennbar zur Namengebungspraxis der ersten tendierten.

Am Beginn der (bis ins Jahr 1953 zurückreichenden) »Textbücher« stehen fast ausschließlich *authentische Namen*: Namen, die sich – nicht anders als Namen in der Zeitung, in Geschichtsbüchern oder in Lexika – unzweifelhaft auf eindeutig identifizierbare reale Personen beziehen, die also im Gegensatz

31 Helmut Heißenbüttel: Eichendorffs Untergang und andere Märchen. Projekt Nr. 3/1, Stuttgart 1978, S. 129 – im Folgenden zitiert mit der Sigle P3/1 und einfacher Angabe der Seitenzahl; Kursivierung der Namen von mir.

zu *literarischen Namen im engeren Sinne* keine Fregeschen ›Scheineigenamen‹ sind. So finden sich gleich auf den ersten Seiten von »Textbuch 1« die Namen *Nietzsche, Adolf Hitler, Michaux, Mirò, Heidegger, Wittgenstein*³² und die Initialen *K. L.* (T 13),³³ sowie die Namen der Mottospender *Ramón Gomez de la Serna / Hans Arp / Kenneth Patchen / Gertrude Stein / Robert Musil / Ludwig Wittgenstein / Henri Michaux* (T 15). Dies weist zurück auf – im Übergangsbereich von poetischen und pragmatischen Texten angesiedelte – traditionelle Rahmenstücke wie Motto und Dedikation, hier allerdings auffällig gehäuft und zugleich stärker integriert als gewöhnlich; auch auf den Kunstgriff des poetischen Zitats, das freilich üblicherweise eher als Anspielung denn mit expliziter Quellenangabe präsentiert wird. Vor allem aber knüpft Heißenbüttel hier – wie gerade seine frühen »Ezra-Pound-Varianten. Cantos 74 76 78 84«³⁴ zeigen – direkt an die montageartige Zitattechnik Ezra Pounds und T. S. Eliots an. Entsprechend beschränkt sich sein berühmtes »Lehrgedicht über Geschichte 1954« (T 8) im Mittelteil auf die kommentarlose parataktische Nennung von:

[...] *Napoleon* an der Beresina
 Kanzelreliefs von *Giovanni Pisano Nietzsches* Ecce Homo
 und Kazets
 l'empire de la majorité se fonde sur cette idée qu'il y a
 plus de sagesse dans beaucoup d'hommes que dans un seul
 (*Toqueville*)
 die Erinnerung an die Stimme *Adolf Hitlers* im Radio Symphonie
 für 9 Instrumente opus 21 1928 von *Anton Webern* und ich
 habe niemals so lange Zeilen gemacht
Piero della Francesca und der Rauch des Dezemberhimmels
 Rekapitulierbares

und es schließt so programmatisch wie ambivalent mit den Zeilen:

Rekapitulierbares dies ist mein Thema
 Rekapitulierbares dies ist mein Thema
 Rekapitulierbares dies ist mein Thema
 nicht Rekapitulierbares

32 Helmut Heißenbüttel: Textbücher 1–6, Stuttgart 1980, hier S. 11 f. – im Folgenden zitiert mit der Sigle *T* und einfacher Angabe der Seitenzahl.

33 In der überarbeiteten Taschenbuchfassung »Das Textbuch« ausgeschrieben: »[für *Kurt Leonhardt*]« (Helmut Heißenbüttel: Das Textbuch, Neuwied, Berlin 1967 [Slg. Luchterhand 3], hier S. 174).

34 Helmut Heißenbüttel: Frühe Gedichte, in: Text + Kritik 69/70: Helmut Heißenbüttel, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 1981, S. 15–33, hier S. 30–32.

In der Folgezeit hat Heißenbüttel dieses inventarisierende Verfahren unter den Slogans der »Bestandsaufnahme« (»ausgeprägte Faktizität, bis zur Verleugnung der eigenen Stoffverarbeitung, Registrationsmethoden, quasi Kollageelemente«)³⁵ und der »Sprachreproduktion«³⁶ zum Programm einer wahrhaft modernen Literatur, ja einer ›Literatur von übermorgen‹ erhoben:

Literatur erfindet dann nicht, sondern rekapituliert. Sie rekapituliert Fakten, die mit Namen und Sätzen angesprochen und festgehalten werden, sie rekapituliert Zusammenhänge und Interpretationen, die bereits formuliert sind, und sie rekapituliert das, was sie selbst meint, das sind Namen und Apparatur der Namensverknüpfungen.³⁷

Wo also in den ersten »Textbüchern« neben *Adenauer*, *Soraya*, *Descartes* und *Bertolt Brecht* (T 27–29) fiktive Namen wie *Lolita* (T 22), *Rosemarie und Lili Marleen* (T 54) vorkommen, da entpuppen sie sich rasch als abgegriffene Namenszitate aus literarischen Bestsellern, Filmen oder auch Soldatenliedern. Freilich markieren diese Namen zugleich eine erste Erweiterung des bisherigen, streng authentischen Namenrepertoires. Denn im Unterschied zu ›authentischen Namen‹ ist es für solche *verkörperten Namen* charakteristisch, daß sie nicht etwa direkt auf eine reale Person verweisen, sondern lediglich durch die Assoziation eines anderen – literarischen oder nicht-literarischen – Trägers dieses Namens eine Semantisierung erfahren. So findet sich dann im »Textbuch 5« (1964/65) eine ganze Reihe von fiktionalisierten ›verkörperten Namen‹, wie *Adam* und *Eva* (T 161), *Aladin* (T 204), »ein ambulantes *Dornröschen* oder *Aschenbrödel*« (T 211) und schließlich in der ›Geschichte‹ »Hiobsbotschaft«: »ein gewisser Herr *Hiob* oder wie auch immer«, »sein Sohn *Hiob junior*« und »Sohn *Jonathan*«, sowie *Leviathan* und *Behemoth* (T 214–216).

In derselben ›Geschichte‹ findet sich mit den Namen »Herr *Glückspilz*« und »Herr *Pechvogel*« erstmals in den »Textbüchern« ein weiterer Typ literarischer Namen: die *redenden Namen* – Namen, deren Semantisierung auf ihrer Ähnlichkeit oder Gleichheit mit Elementen des allgemeinen Wortschatzes beruht. – Beide hier erst sporadisch vorkommenden literarischen Namentypen sollten in den auf die »Textbücher 1–6« folgenden »Projekten« noch eine unerwartete Konjunktur erleben.

35 Helmut Heißenbüttel: Spekulation über eine Literatur von übermorgen, in: Heißenbüttel: Über Literatur, Olten, Freiburg i. Br. 1966, S. 113–122, hier S. 119.

36 Helmut Heißenbüttel: Frankfurter Vorlesungen über Poetik, in: ebd., S. 123–205, hier S. 177, auch S. 151.

37 Helmut Heißenbüttel: 13 Hypothesen über Literatur und Wissenschaft als vergleichbare Tätigkeiten, in: ebd., S. 206–215, hier S. 211.

Schließlich gibt es im »Textbuch 5« auch noch ein schlagendes Beispiel für den im realistischen und naturalistischen Erzählen dominierenden Typ der *klassifizierenden Namen*, die als solche weder die Assoziation eines bestimmten Trägers noch einer bestimmten Wortbedeutung hervorrufen sollen, sondern die vielmehr auf Grund sozialer oder literarischer Namensgebungskonventionen mit gewisser Wahrscheinlichkeit bestimmte Merkmale (Geschlecht, Religion, Nationalität, Stand o. ä.) ihres Trägers vermuten lassen. So hier die alphabetische Kette abwechselnd männlicher und weiblicher Namen in dem Text »Familienpolitik« (T 198–200):

Adam heiratet Berta *Berta* heiratet Cäsar *Cäsar* heiratet Dorette *Dorette* heiratet Eduard *Eduard* heiratet Friederike *Friederike* heiratet Gustav *Gustav* heiratet Hannelore *Hannelore* heiratet Jakob *Jakob* heiratet Kordula *Kordula* heiratet Adam [...]

Und auch dieser Namentyp wird ein wichtiges Ferment für Heißenbüttels spätere Namengebung bilden; allerdings gerade nicht zur ›realistischen‹ Kolorierung, sondern zur Erzeugung möglichst ›unwahrscheinlicher‹ Namenskombinationen.

In den »Textbüchern 1-6« jedenfalls sind dies noch völlige Randerscheinungen, denen gegenüber die Inventarisierung authentischer Namen dominiert – besonders extrem die von 20 Mitgliedern und Freunden der ›Gruppe 47‹ in dem Text »Gruppenkritik« (T 227–229) und von 13 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in »Friede auf Erden« (T 229 f.).

Solche authentischen Namen sind auch in dem Collage-Roman »Projekt Nr. 1: D'Alemberts Ende« (1970) bei weitem in der Überzahl. Doch schon zur Zeit der »Textbücher« hatte Heißenbüttel ja das Prinzip der »Sprachreproduktion« durch das der »Sprachkombinatorik«³⁸ ergänzt und betont: »Die vielfältig mögliche Kombinatorik des Rekapitulierbaren dient nicht der Reportage, sondern der neuen Zusammensetzung.«³⁹ In »D'Alemberts Ende« nun ist es (gemäß dem Motto aus Thomas Manns »Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans«) auf »Wirklichkeit, die sich in Fiktion verwandelt« und auf »Fiktion, die das Wirkliche absorbiert« abgesehen – »eine eigentümlich träumerische und reizvolle Vermischung der Sphären«;⁴⁰ mit einem Wort (gemäß Heißenbüttels Schlußwendung): auf »synthetische Authentizität« (Pt 388, schon 278).

38 Heißenbüttel, Frankfurter Vorlesungen (Anm. 36), S. 177.

39 Heißenbüttel, 13 Hypothesen (Anm. 37), S. 212 f.

40 Helmut Heißenbüttel: Projekt Nr. 1. D'Alemberts Ende, Neuwied, Berlin 1970, hier S. 5 – im Folgenden zitiert mit der Sigle *Pt* und einfacher Angabe der Seitenzahl.

Demgemäß vermischen sich nun die überwiegend authentischen Namen mit umfunktionierten ›verkörperten Namen‹: *Eduard* – einst Held der Goetheschen »Wahlverwandtschaften«, nun Rundfunkredakteur, ja überdies anspielend auf gleichnamige Helden bei Marlowe / Brecht und bei Gide;⁴¹ *Ottilie Wildermuth* – einst christliche Jugendschriftstellerin des 19. Jahrhunderts, nun Kollegin vom Fernsehen, womöglich auch eine Anspielung auf Ingeborg Bachmanns Erzählung »Ein Wildermuth«; *Dr. Samuel Johnson* – einst berühmtester englischer Literaturkritiker, nun freier Schriftsteller aus Wohltorf; ja, hinzu kommen noch absurde Namenkombinationen wie die mit den Vornamen Warhols und Brechts: *Andie Wildermuth* und *Bertolt Wildermuth* (P1 16 u. 55). Allesamt »synthetische Personen«: »Es stimmt alles. Alles ist nachprüfbar. Bis auf die Figuren. Die sind erfunden. Aber was sie getan haben, könnten sie an diesem Tag getan haben.«⁴²

Das »Projekt 2: Das Durchhauen des Kohlhaupts. Dreizehn Lehrgedichte«⁴³ hat demgegenüber ein vergleichsweise begrenztes Nameninventar. Doch in dem ›Lehrgedicht über Kommunikation‹ »KrazykatzBremenwodu« (P2 71–96) kündigt sich immerhin ein bei Heißenbüttel neuer Namentyp an: der der *klangsymbolischen Namen*. Denn zwar variieren *Krazykatz*, *Bubikatz* und *Tomkatz*, *Omar Kijji* und *Offissa Pupp* überwiegend verkörperte Namen aus George Herrimans Comic-Strip »Krazy Kat« (1913–1944), doch zugleich beruht ihre Wirkung wesentlich auf ihren klanglichen Eigenschaften, die gewisse (wie auch immer vage) inhaltliche Assoziationen hinsichtlich ihres Trägers auslösen.

Einen Höhepunkt erreicht die Verwendung dieses Namentyps im folgenden »Projekt 3/1: Eichendorffs Untergang und andere Märchen«, mit so pittoresken Exempeln wie: *Acapulca*, *Eva-Maria* und *Zwillitilli*, *Max* (P3/1 12), *Madame Hoppelpoppel* und *Napoleon Bonapipi* (P3/1 65), *Lorma Pippergrill* (P3/1 133) und *Molinaeus Moeller-Müller* (P3/1 146). Aber auch der Typ der redenden Namen erfährt hier eine bei Heißenbüttel bisher ungeahnte Steigerung in Namen wie: *Christian Oberwasser* und *Dorothee Feuerborn, geborene Wachsam* (P3/1 20f.), *Costas Kalliqueue* (P3/1 105; 114: »ein griechisch-französischer Kunstname, den man etwa mit: Schönstange übersetzen kann«), dem Kollegen *Queeny Hundekacke* (P3/1 129), dem Ressortleiter Prof.

41 Helmut Heißenbüttel: Erfundenes Interview mit mir selbst über das Projekt Nr. 1. D'Alemberts Ende, in: Heißenbüttel: Zur Tradition der Moderne. Aufsätze und Anmerkungen 1964–1971, Neuwied, Berlin 1972, S. 369–374, hier S. 369.

42 Ebd., S. 371.

43 Helmut Heißenbüttel: Das Durchhauen des Kohlhaupts. Dreizehn Lehrgedichte. Projekt 2, Stuttgart 1989 (1974) – im Folgenden zitiert mit der Sigle P2 und einfacher Angabe der Seitenzahl.

Wiardus Kesselpauke (P_{3/1} 133), dem Verleger *Tobias Pottarsch* (P_{3/1} 141), *Rumold Ruschehrute* (P_{3/1} 151) und vielen anderen – in ihrer kuriosen Wirkung häufig gesteigert durch die Kombination mit ›unpassenden‹ redenden, klassifizierenden oder klangsymbolischen Vornamen. In dem ›Märchen‹ »Franz-Ottokar Mürbekapsels Glück und ein Ende. Mit Verbesserung« (P_{3/1} 100–115) wird eine solche Kombination redender und verkörperter Namen ausführlich und scheinbar mit der größten Ernsthaftigkeit erörtert; und zwar der ›redende‹ Familienname *Mürbekapsel*, der einleitend folgendermaßen motiviert wird:

Mürbekapsel nennt man bekanntlich ein Weißbrot, das, in einer Kastenform gebacken, von außen sehr groß, innen aber besonders weich und locker ist. Franz-Ottokars Großvater väterlicherseits, der alte Bibliotheksrat Mürbekapsel, war so gewesen, rauhe Schale, eine stattliche Erscheinung, zarter Kern, feinfühlig, wenns aufs Gemüt kam, kurz angebunden und resch im öffentlichen Leben, privat nachgiebig, manchmal von luftiger Hohlheit. Franz-Ottokar der Enkel war eigentlich das Gegenteil davon. Von äußerer Erscheinung wie im öffentlichen Auftreten vage, unentschlossen, unentschieden, innen verstockt, uneinsichtig, verhärtet, hart wie ein, wenn das Bild erlaubt ist, vorjähriger Zwieback. (P_{3/1} 100)

Ähnlich im Folgenden die Kombination von Mürbekapsels ›verkörperter‹ Vornamen-Komponente *Franz*, sofern sie nämlich von der Mutter auf Grund ihrer plötzlichen Liebe für ein kleines Gedicht *Franz Grillparzers* (»Ein Ochse ging auf die Wiese ...«) gewählt worden war, und der anderen ›verkörperter‹ Vornamen-Komponente *Ottokar*, und zwar dank der (an jene anknüpfenden) vagen Assoziation von Grillparzers Drama »König *Ottokars* Glück und Ende«, vor allem aber weil die klavierspielende Mutter »zu dieser Zeit das Perpetuum mobile des Wiener Komponisten *Ottokar Novacek*, 1866–1900, besonders schätzte« (P_{3/1} 100f.). Der Effekt solcher ›onomastischen‹ Erörterungen ist von einer ungemeinen Komik.

Seit dem »Projekt 3/2: Wenn Adolf Hitler den Krieg nicht gewonnen hätte. Historische Novellen und wahre Begebenheiten«⁴⁴ finden sich bei Heißenbüttel in verstärktem Maße wieder ›authentische Namen‹. Dabei fehlt es in diesen späteren Arbeiten aber durchaus nicht an onomastischen Trouvaillen: wie der differenzierten Entfaltung des ›verkörperter‹ Namens *Arbogast* im Hinblick auf seine verschiedenen Namensvorbilder – den fränki-

44 Helmut Heißenbüttel: Wenn Adolf Hitler den Krieg nicht gewonnen hätte. Historische Novellen und wahre Begebenheiten. Projekt 3/2, Stuttgart 1979 – im Folgenden zitiert mit der Sigle P_{3/2} und einfacher Angabe der Seitenzahl.

schen Heermeister im Köln des 4. Jahrhunderts n. Chr., *Comes Arbogast*,⁴⁵ den französischen Mathematiker *Louis François Antoine Arbogast* (1759–1803) (CA 93 ff.) und Heißenbüttels Lektor im Verlag Klett-Cotta, *Hubert Arbogast* (CA 23), dem die ›Geschichte ›Die goldene Kuppel des Comes Arbogast oder Lichtenberg in Hamburg‹ (1979) ›natürlich‹ zugeeignet ist (CA 16); oder der Sammlung regional ›klassifizierender Namen‹ im ›Tageslauf Philemons des Nazis‹:⁴⁶

Er war in eine Gegend hinein geboren, in der die Männer noch immer *Cornelius, Everhardus, Freerik, Freerich, Fokko, Heiko, Jelto, Moentje, Menne, Gede, Agge, Onno, Rewert, Reemt, Galt* oder *Töpke*, die Frauen *Hilkea, Heikea, Gebkea, Hiske, Aalfke, Aaltje* oder *Swanette* gerufen wurden (P3/3, 35);

oder der unglaublich kalauernden Politiker-Spitznamen in ›Die Spionin die mich geliebt hat‹ (P3/2, 31–42):

so wenn sie *Willy Brandt Willibald Gluck* nannte oder den damaligen Generalsekretär der CSU, *Gerold Tandler, Marquis de Pumpadur*, Frau *Renger Madame de Stahl*, Professor *Carstens* den *frommen Helenen, Hans Apel Lord Barmbek* oder *Helmut Kohl* und seinen Generalsekretär *Geißler* den Tonträger und seinen *blechernen Heinrich*. (P3/2, 36)⁴⁷

Doch insgesamt ist Heißenbüttels Methode hier noch immer dieselbe, wie in der ›Einfachen Geschichte‹ ›CK oder Das Zutodereiten der Erzählung durch ihre Methode‹ (P3/1, 141–156) gerade im Hinblick auf die Namen beschrieben:

Das Authentische des Zitats und der Quatsch des Ausgedachten ganz und gar ineinander. Das überlegt Kalkulierte und das leichtfertig Hingeschriebene ganz und gar durcheinander. Soll ich weiter gehn? (P3/1, 153)⁴⁸

45 Im Folgenden zitiert mit der Sigle CA, hier S. 24.

46 Helmut Heißenbüttel: Das Ende der Alternative. Einfache Geschichten. Projekt 3/3, Stuttgart 1980, S. 33–43 – im Folgenden zitiert mit der Sigle P3/3 und einfacher Angabe der Seitenzahl.

47 In dem späteren Text ›Klagend auf der Bühne des Weltgeschehens‹ hat Heißenbüttel für den ›Minister *Heiner Geißler*‹ gar den Spitznamen ›*Fliegentütenheinerich*‹ parat (Helmut Heißenbüttel: Textbuch 9. 3 × 13 × 13 Sätze. 1981–1984, Stuttgart 1986, S. 63).

48 Vgl. hierzu auch den Essay ›Über den Begriff der Verarschung als literarisches Kriterium‹, in: Helmut Heißenbüttel: Von fliegenden Fröschen, libidinösen Epen, vaterländischen Romanen, Sprechblasen und Ohrwürmern. 13 Essays, Stuttgart 1982, S. 179–187.

Wir können hier vorläufig enden. Dürfte doch selbst durch diese skizzenhaften Überlegungen deutlich geworden sein, daß die Verwendung fiktionaler Namen nicht nur einen wesentlichen Faktor für eine sprachphilosophisch orientierte Wesensbestimmung von Dichtung überhaupt darstellt, sondern daß überdies die differenzierte Beschreibung der verschiedenen Formen literarischer Namengebung einen nicht zu verachtenden Schlüssel für die systematische wie historische Analyse literarischer Werke der Gegenwart wie der Vergangenheit an die Hand gibt. Denn: »Sogar die Kleinigkeit des Namen-Gebens ist kaum eine.«⁴⁹ | 57

49 Jean Paul, *Vorschule der Aesthetik* (Anm. 16), S. 175 (§ 74).

Zur Übersetzbarkeit literarischer Namen

I

Gestatten Sie, daß ich mit einer ganz persönlichen Erinnerung beginne. Denn das Problem der Übersetzbarkeit literarischer Namen hat mich schon in meiner Kindheit bewegt. Das geschah so: Nach Kriegsende hatten wir von früheren Brieffreunden meiner Eltern aus Detroit Care-Pakete bekommen, die wichtig für unser Überleben in der Sowjetischen Besatzungszone waren, denn Zigaretten, Kaffeebohnen und Schokolade konnte man auf dem Dorf gegen Grundnahrungsmittel eintauschen. Als Platzfüller lagen für mich gelegentlich Ausmalbücher und später richtige Kinderbücher bei. Natürlich auf Englisch. Was ich mit meinen knapp zehn Jahren nicht verstand. Also mußten sie mir die ›Großen‹ übersetzen. So auch mein fünf Jahre älterer Cousin, der mir nun – wie zuvor meine Mutter – Walt Disneys »The Cold-Blooded Penguin« nach besten Kräften verdeutschte, was bei dem ersten Satz ganz unproblematisch war, der lautete:

Way down at the bottom of the world near the South Pole, where the summers are even colder than the winters, there lived a little penguin.¹

Doch den nächsten Satz: »His name was Pablo.« übersetzte mein Cousin: »Sein Name war Paul.« Worauf ich empört antwortete: »Nein, Pablo!« Und er wiederum: »Wenn Du ›Pablo‹ willst, dann kann ich das Ganze ja auf Englisch vorlesen.« Mit dem Recht des Stärkeren fuhr er also fort, den Pinguin *Paul* zu nennen. Doch aus heutiger Sicht würde ich sagen, daß ich mit meinem Protest sachlich im Recht war. Denn *Pablo* ist ja auch im Englischen ein fremdsprachiger Name; und so bestand keine Notwendigkeit, ihn in der deutschen Übersetzung durch den deutschen Namen *Paul* zu ersetzen.

Mein zweites Beispiel habe ich erst kürzlich kennen gelernt. Denn bei einem Symposium in der Villa Vigoni zum Thema »Goethe und der italienische *Romanticismo*« wurde eine zeitgenössische italienische Übersetzung von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« mit dem Titel »Gli anni del noviziato di Alfredo Meister, romanzo di G. Volfgango Goethe« (Mailand 1835) vorgestellt, in der wie beim Titelhelden kein Vorname mit dem Original übereinstimmt.

1 The Cold-Blooded Penguin. From the Walt Disney Picture »The Three Caballeros«, adapted from the screen version by Robert Edmunds, illustrated by the Walt Disney Studio, 2nd print, New York 1946, unpag.

Nach dem Vorbild einer freien französischen Übersetzung wurde *Mariane* zu *Adolfina*, *Philine* zu *Clotilde*, *Mignon* zu *Fanfan*, *Laertes* zu *Federico*.

Zuweilen hat man vielmehr den Eindruck, dass der Übersetzer eine besondere Vorliebe für deutsche oder jedenfalls exotisch wirkende Namen hatte, denn Melina wird Waldorf, Augustin, der Harfner, heißt Adalbert (und erst am Ende, seiner italienischen Herkunft gemäß, Domenico), Therese wird Eliska.²

Kann man solche völlig willkürlichen Umbenennungen »Namenübersetzungen« nennen? Schwerlich.

Und schließlich der umgekehrte Fall aus neuester Zeit: *Sir Andrew Aguecheek* in Shakespeares *Twelfth Night; or, What You Will*³ ist seit jeher phantasiereich ins Deutsche übersetzt worden: von Wieland mit *Sir Andreas Fieberwange*,⁴ von Schlegel/Tieck mit *Junker Christoph von Bleichenwang*,⁵ von Erich Fried mit *Junker Andreas Schmerzwang*,⁶ von Thomas Brasch mit *Sir Andrew Leichenwang*.⁷ Einzig Marius von Mayenburg übernimmt den Namen völlig unübersetzt.⁸ Wenn er so um des Lokalkolorits der Ausgangssprache willen auf die Wiedergabe des komischen Effekts in der Zielsprache verzichtet: hat er damit die »Aufgabe des Übersetzers« verfehlt?

Schwankt so die Antwort auf die generelle Frage der Übersetzbarkeit literarischer Namen zwischen »Anything goes« und »Nichts geht«, dann ist dies

- 2 Marco Rispoli: »Alfredo Meister«. Kurioses aus der frühen italienischen Goethe-Rezeption, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2018, S. 148–179, hier S. 162–164.
- 3 Shakespeare: Complete Works, ed. with a glossary by W.J. Craig, London, New York, Toronto 1905, repr. 1969, S. 299–323.
- 4 William Shakespeare: Was ihr wollt, in: Shakespeare: Theatralische Werke. Zweite Zürcher Ausgabe, übers. v. Christoph Martin Wieland, hg. v. Hans u. Johanna Radspieler, Frankfurt a. M. 2003, S. 767–789.
- 5 William Shakespeare: Was ihr wollt, in: Shakespeare: Dramatische Werke, übers. v. Aug. Wilh. Schlegel u. Ludwig Tieck, 12 Bde., Berlin 1839–1841, hier Bd. 3, S. 103–194. Ähnlich Rudolf Alexander Schröder: *Ritter Andrea Bleichenwang*, Rudolf Schaller: *Ritter Andreas Bleichenwang* und Hans Rothe: *Freiherr Andreas von Bleichenwang* bzw. *Andreas Junker von Bleichenwang*.
- 6 Shakespeare: Zwölfte Nacht oder Was ihr wollt, in: Erich Fried: Shakespeare, hg. v. Friedmar Apel, Bd. 2, 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1995, S. 263–318.
- 7 Was ihr wollt, in: Brasch: Shakespeare-Übersetzungen, mit Nachworten v. Katharina Thalbach u. Claus Peymann, Frankfurt a. M., Leipzig 2002, S. 7–84.
- 8 Was ihr wollt, Komödie von William Shakespeare in einer Neuübersetzung von Marius von Mayenburg, inszeniert v. Marius von Mayenburg am Staatstheater Hannover, Oktober 2015.

eine klassische Situation für die Leibnizsche Forderung: *Calculemus!* Wie in einer Nußschale konzentriert sich nämlich die (schon von Schleiermacher exponierte)⁹ paradoxe Aufgabe der literarischen Übersetzung im Problem der Übersetzbarkeit literarischer Namen. Denn als *Eigennamen* sind sie, wovon man sich seit John Stuart Mill, Frege, Russell, Wittgenstein und Strawson einig ist, *per definitionem* unübersetzbar,¹⁰ als *Elemente des literarischen Werks* aber können sie bei dessen Übersetzung in andere Sprachen nicht unberührt bleiben, selbst wenn sie buchstabengetreu übernommen werden. Bei den verschiedenen Typen literarischer Namen wird dieses Problem ganz unterschiedlich zu lösen versucht.

II

In der Literarischen Onomastik spricht man seit längerem von *Appellativnamen*¹¹ und unterscheidet von ihnen *suggestive Namen*.¹²

(1) *Appellativnamen*: Dank ihrer funktionalen oder genetischen Affinität zu den *Appellativa* (‘Gemeinnamen’) des allgemeinen Wortschatzes haben sie eine klare – sei es direkte, sei es ironische – Charakterisierungsfunktion im Hinblick auf ihren Träger: »Er heißt *A*, und er ist ein (oder: kein) *A*.« So steht schon im Alten Testament: »Wie jemand heißt, so ist er: *Nāḥāl* [hebr. ›Tor, Narr‹] heißt er, und voll Torheit/Narrheit ist er.« (1. Sam. 25,25) Und in Johann Georg Lichtenbergs »Fragment von Schwänzen« wird über den Leibhund von König Henry VII gesagt: »Er hieß Cäsar, und war Cäsar. Auf seinem Hals-

9 Vgl. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens (vorgetragen am 24. Juni 1813), in: Schleiermacher: Akademie-vorträge, hg. v. Martin Rössler unter Mitw. v. Lars Emersleben, Berlin, New York 2002 (KGA I II), S. 65–93.

10 Vgl. das Kapitel »Zur philosophischen Theorie der Eigennamen«, in: Hendrik Birus: Poetische Namengebung. Zur Bedeutung der Namen in Lessings »Nathan der Weise«, Göttingen 1978, S. 21–31.

11 Vgl. Wilhelm Wackernagel: Die deutschen Appellativnamen, in: Wackernagel: Kleinere Schriften, Bd. 3: Abhandlungen zur Sprachkunde, Leipzig 1874, S. 59–177.

12 Vgl. Wolfgang Fleischer: Die deutschen Personennamen, Berlin 1964, S. 12, sowie Gerhard Eis: Vom Zauber der Namen. Vier Essays, Berlin 1970, bes. S. 9–28: Tests über suggestive Personennamen in der modernen Literatur und im Alltag, u. Reinhard Krien: Namenphysiognomik. Untersuchungen zur sprachlichen Expressivität am Beispiel von Personennamen, Appellativen und Phonemen im Deutschen, Tübingen 1973.

bande stund das Motto: *aut Caesar, aut nihil*, mit goldenen Buchstaben, und in seinen Augen eben dasselbe, weit leserlicher, und weit feuriger.«¹³

- (2) *Suggestive Namen* hingegen gewinnen ihre Bedeutungsfärbung zumeist in Analogie oder Kontrast mit dem übrigen Namenensemble einer Dichtung, oder jene Bedeutungsfärbung kommt auf der Basis der eben genannten ›Appellativnamen‹ zur Abhebung: »Er heißt *B*, und dies suggeriert – zumal im Vergleich zu den sonstigen Namen *C*, *D* und *E* oder als Modifikation des Namens *B*’ – die Eigenschaft *x*.« Man denke nur an die Namenserie *Gripsgraps*, *Pitschpatsch*, *Piffpaff*, *Pinkepank* und *Trilltrall* in Clemens Brentanos »Märchen von dem Schulmeister Klopstock und seinen fünf Söhnen«¹⁴ oder in Johannes Bobrowskis Roman »Levins Mühle« an die Namenopposition von *Kaminski*, *Tomaschewski* und *Kossakowski* vs. *Lebrecht* und *Germann*,¹⁵ deren Witz – im Sinne einer gezielten Erwartungsenttäuschung – darin besteht, daß die ersteren ›polnischen‹ Namen von Deutschen getragen werden und *vice versa*.

Doch diese Unterscheidung von *Appellativnamen* und *suggestiven Namen* erweist sich für unsere Fragestellung als noch zu großmaschig. Ich schlage daher – anknüpfend an Roman Jakobsons Opposition von Similaritäts- vs. Kontiguitätsstörungen und der daraus abgeleiteten »Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik«¹⁶ – folgende Typologie¹⁷ vor, die sich in

- 13 Johann Georg Lichtenberg: Fragment von Schwänzen. Ein Beitrag zu den Physiognomischen Fragmenten, in: Lichtenberg: Schriften und Briefe, Bd. 3: Aufsätze. Entwürfe, Gedichte. Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, München 1972, S. 533–538, hier S. 534.
- 14 Clemens Brentano: Werke, Bd. 3: Märchen, hg. v. Wolfgang Frühwald u. Friedhelm Kemp, 2., durchges. Aufl., München 1978, S. 439–483.
- 15 Johannes Bobrowski: Levins Mühle. 34 Sätze über meinen Großvater. Roman, in: Bobrowski: Gesammelte Werke in sechs Bänden, Bd. 3: Romane, hg. v. Eberhard Haufe, Berlin 1987, S. 7–223.
- 16 Roman Jakobson: Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances (1956; SW II, 239–259); dt. Übs.: Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen, übs. v. Georg Friedrich Meier, überarb. v. Wolfgang Raible, in: Roman Jakobson: Aufsätze zur Linguistik und Poetik, hg. u. eingel. v. Wolfgang Raible, München 1974, S. 117–141.
- 17 Hierzu und zum Folgenden vgl. Birus, Poetische Namengebung (Anm. 10), bes. S. 34–41; sowie Birus: Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen, exemplifiziert an Heißenbüttels Namensspektrum, in: Namen in deutschen literarischen Texten des Mittelalters. Vorträge. Symposion Kiel, 9.–12.9.1987, hg. v. Friedhelm Debus u. Horst Pütz, Neumünster 1989, S. 17–41 (in diesem Band S. 37–57).

der Literarischen Onomastik inzwischen weitgehend durchgesetzt zu haben scheint:

Die *Appellativnamen* lassen sich untergliedern in:

- (A) *Verkörpernte Namen*: Literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der *Kontiguitätsassoziation* eines bereits (real oder fiktional) existierenden Trägers dieses Namens und dessen Eigenschaften beruht, wie die namentlich genannten Zielscheiben von Iambos und Satire, *Sokrates* und *Agathon* in der Komödie des Aristophanes und in Platonischen Dialogen, *Hippocrates* als Quacksalbername im Schauspiel des Mittelalters, die Königsnamen in Shakespeares »Histories« oder schließlich Nietzsches *Zarathustra*.

Und

- (B) *Redende Namen*: Literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der – sei es etymologisch, sei es sekundär (also volksetymologisch) motivierten – *Similaritätsassoziation* von Elementen des allgemeinen Wortschatzes beruht. Vor allem für diesen Namentyp gilt, was Roman Jakobson als allgemeinen Grundzug poetischer Namensgebung bezeichnet hat: »In poetry the internal form of a name, that is, the semantic load of its constituents, regains its pertinence.«¹⁸

So heißt es im Terenz-Kommentar des Aelius Donatus:

Die Namen der Personen, zumindest in den Komödien, müssen einen Grund und ursprünglichen Wortsinn (*etymologia*) haben. Es wäre nämlich absurd, wenn der Komödienschreiber, da er doch die Fabeln passend erdichtet, entweder einer Person einen unpassenden Namen gibt oder eine Funktion, die mit dem Namen nicht im Einklang steht. Daher heißt der treue Sklave Parmeno [›Bleibtreu‹], [...], der Soldat Thraso [›der Kühne‹] oder Polemon [›Krieger‹], der Jüngling Pamphilus [›Allgeliebter‹], die Matrone Myrrina [›Myrte‹] [...] und ähnliches mehr. Hierbei ist es der größte Mißgriff des Dichters, wenn er stattdessen einen gegensätzlichen und abweichenden Namen erfindet, außer daß er im Scherz einen Namen per ἀντίφρασιν [›im Gegensinne‹] gibt, wie bei Plautus ein Geldwechsler Misargyrides [›Geldhasser‹] genannt wird.¹⁹

18 Roman Jakobson: *Linguistics and Poetics* (SW III, 18–51, hier 48f.); dt. Übs. v. Stephan Packard: *Linguistik und Poetik* (PG I, 155–216).

19 Aelius Donatus: *Quod Fertur Commentum Terenti. Accedunt Eugraphi Commentum et Scholia Bembina*, rec. P. Werner, vol. 2, Leipzig 1905, S. 12f.; zitiert und erörtert im 90. Stück von Lessings »Hamburgischer Dramaturgie« (FAL VI, 181–694, hier 629–631).

Solche redenden Namen finden sich ebenso gut in der satirischen und didaktischen Literatur des Spätmittelalters und im Reformationsspiel, in Dialogen der Renaissance und des Barock und in barocken Festbeschreibungen, aber auch in Shakespeares Dramen: *Marina* – »whom, | For she was born at sea, I have nam'd so«,²⁰ *Perdita* – »for the babe | Is counted lost for ever«,²¹ »Admir'd *Miranda!* | Indeed, the top of admiration«,²² und im bürgerlichen Trauerspiel, wie *Thorowgood* und *Trueman* in George Lillos »The London Merchant«²³ – und erst recht im humoristischen Roman.

Freilich hatte schon Jean Paul in der »Vorschule der Ästhetik« gegen diesen Namentyp eingewandt:

Unausstehlich ist dem deutschen Gefühle die brittische Namensvetterschaft mit der Sache; – wozu Hermes früher die häßlichsten Proben an den Herren Verkennt und Grundleger und neuerlich an Herrn Kerker und überall geliefert. Aber ganz und gar nichts soll wieder kein Name bedeuten, besonders da nach Leibnitz doch alle Eigennamen ursprünglich allgemeine waren, sondern so recht in der Viertels-Mitte soll er stehen, mehr mit Klängen als mit Sylben reden und viel sagen, ohne es zu nennen, wie z. B. die Wielandschen Namen: Flok, Flaunz, Parasol, Dindonette etc. So hat z. B. der uns bekannte Autor [d. i. Jean Paul selbst] nicht ohne wahren Verstand unbedeutende Menschen einsylbig: Wutz, Stuß getauft, andere schlimme oder scheinbar wichtige mit der Iterativ-Sylbe *er*: Lederer, Fraischdörfer – einen kahlen, fahlen: Fahland u. s. w.²⁴

Die letztgenannten Namen, die »viel sagen, ohne es zu nennen«, gehören zu der großen Gruppe der *suggestiven Namen*, die sich differenzieren lassen in:

(C) *Klangsymbolische Namen*: Literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf ihren ikonischen Qualitäten (z. B. onomatopoeischen, synästhetischen, diagrammatischen *Similaritätsassoziationen*) beruht, wie etwa die Namen der »Schnüffler« und Heuchler *Montufar* (Scarron), *Tartuffe*, *-uffle*, *Panulphe* (Molière), *Onuphre* (de la Bruyère) und als ihr Gegenstück Gryphius' polternd großsprechende

20 Shakespeare: *Pericles, Prince of Tyre* (III, iii, 12 f.), in: *Complete Works* (Anm. 3), S. 1048–1072, hier S. 1061.

21 Shakespeare: *The Winter's Tale* (III, iii, 31 ff.), in: ebd., S. 324–354, hier S. 337.

22 Shakespeare: *The Tempest* (III, i, 37 f.) (Kursivierung von mir), in: ebd., S. 1–22, hier S. 12.

23 George Lillo: *The London Merchant or, the history of George Barnwell* (1731), ed. by W. H. McBurney, Lincoln 1965.

24 Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit, hg. v. Florian Bambeck, Bd. 2, Berlin, München 2015 (HKA W V/2), S. 177 (2. Aufl., § 74).

rische Namen *Don Daradiridatumtarides* und *Don Horribilicribrifax*²⁵ oder in Brentanos Märchen der »privatisierende Menschenfresser« *Wellewatz*,²⁶ die garstigen Schwestern *Murxa* und *Wirx*²⁷ und der törichte *Dilldapp*.²⁸

Uriel Weinreich hat dies als »hypersemanticization« bezeichnet:

The phonic vehicle of signs assumes an independent symbolic value (whether ›impressionistic‹ – sound-imitative – or ›expressionistic,‹ i. e., synaesthetic); a special semantic relation is imputed to signs with similar vehicles (rhyme, etc.); in short, incipient correlations are exploited, in contrast to the arbitrariness of this relation in semantically ›normal‹ uses of language.²⁹

Die andere Spielart der suggestiven Namen sind

(D) *Klassifizierende Namen*: Literarische Eigennamen, deren Semantisierung vornehmlich auf der *Kontiguitäts*assoziation bestimmter (nationaler, religiöser, sozialer u. a.) Gruppen von Namenträgern beruht, die durch den allgemeinen Sprachgebrauch oder aber durch feste literarische Konventionen bedingt ist (z. B. männliche vs. weibliche, christliche vs. antik-heidnische, Adels- vs. Bedienstetenamen). Bei ihnen kann die geographische Lokalisierung eine Rolle spielen, wie bei Namen heidnisch-griechischen Ursprungs (*Cimone*, *Efigenia*, *Lisimaco*, *Cassandra* oder *Nicostrato*) in den im antiken Griechenland spielenden Novellen V,1 und VII,9 von Boccaccios »Decameron«.³⁰ Oder sie dienen vor allem der sozialen Differenzierung, wie die slawischen bzw. jiddischen Domestiken-Namen *Welko*, *Djura* und *Jankel* im habsburgischen Kontext von Hofmannsthal/Strauss' Oper »Arabella«,³¹ bei

25 Andreas Gryphius: *Horribilicribrifax*. Scherzspiel, Abdruck der ersten Ausgabe (1663), (Zweiter Druck), Halle 1883.

26 Clemens Brentano: Das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich, in: Brentano, Märchen (Anm. 14), S. 346–368.

27 Clemens Brentano: Das Märchen vom Murmeltier, in: ebd., S. 232–265.

28 Clemens Brentano: Das Märchen von dem Dilldapp, in: ebd., S. 369–385.

29 Uriel Weinreich: On the Semantic Structure of Language, in: Weinreich: On Semantics, ed. William Labov and Beatrice S. Weinreich, Philadelphia 1980, S. 37–96, hier S. 42.

30 Giovanni Boccaccio: *Decameron*, A cura di Vittore Branca, 6., durchges. u. korr. Aufl., Turin 1987, S. 593–608 u. 861–875.

31 Hugo von Hofmannsthal: *Sämtliche Werke*. Kritische Ausgabe, Bd. 26: Operndichtungen 4, hg. v. Hans-Albrecht Koch, Frankfurt a. M. 1976, S. 5–70.

denen die Etymologie oder prominente Namensvorbilder in keiner Weise von Belang sind.

Die Opposition von *Appellativnamen* vs. *suggestiven Namen* bildet die Diagonalen in diesem Schema, indem die *Appellativnamen* unter dem Gesichtspunkt der *individuellen* Semantisierung (A) *verkörperte* und (B) *redende* Namen verbinden; die *suggestiven Namen* hingegen verbinden unter dem Gesichtspunkt der *seriellen* Semantisierung (C) *klangsymbolische* und (D) *klassifizierende* Namen.

III

Was hat das für Konsequenzen für ihre Übersetzbarkeit?

(ad A) *Verkörperte Namen* werden in Übersetzungen analog zum alltäglichen Sprachgebrauch behandelt, denn hier gibt es je nach der Sprachzugehörigkeit Namensvarianten (*Wien*, frz. *Vienne*, engl. *Vienna*; *Donau*, ungar. *Duna*, slaw. zumeist *Dunaj*, rumän. *Dunărea*), aber auch regelrechte Mehrnamigkeit (*Bratislava*, bis 1919 slowak. *Prešporok* von dt. *Preßburg*, ungar. *Pozsony*; *Donau*, altgriech. Ἰστρος, lat. *Hister/Ister*). Wenn Hölderlin in seiner Hymne »Der Ister«³² den antiken Namen *Ister* (v. 21) für die Donau verwendet, so thematisiert er den Fluß – gemeinsam mit dem *Alpheus* (v. 9), dem Hauptfluß der Peloponnes – aus der Perspektive seines ins Schwarze Meer mündenden Unterlaufs und springt von da aus zu seinem Quellgebiet im badischen Schwarzwald und seinem Oberlauf durch die Schwäbische Alb (v. 23–26, 34–47 u. 68). Es wäre also ganz widersinnig, bei der Übersetzung dieser späten Hölderlin-Hymne einen der modernen Namen der Donau zu verwenden.

Ähnliche sprachabhängige Namensvarianten finden sich auch bei Personennamen. So wird bei Friedrich Schlegel *Giovanni* zu *Johannes Boccaccio* und bei Goethe *Leonardo* zu *Leonard da Vinci*, *Laurence* zu *Lorenz Sterne* und *Alessandro* zu *Alexander Manzoni*. Auch wenn dies längst unmöglich geworden ist, wird noch heute *Lev Nikolaevič Tolstoj* häufig zu *Leo Tolstoi* eingedeutscht und *Pëtr Il'ič Čajkovskij* zu *Peter Tschaikowski*; ja, wie der Komponist so auch seine Opernhelden *Evgenij Onegin* und *German (Pique Dame)* zu *Eugen Onegin* und *Hermann*.

32 Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe, 3 Bde., hg. v. Jochen Schmidt, hier Bd. 1: Frankfurt a. M. 1992, S. 362–364, u. Kommentar, S. 1026–1031.

(ad B) *Redende Namen* sollten, wenn überhaupt, entsprechend ihrer Etymologie übersetzt werden. So bei Lessing die griechischen Komödien-namen »der großsprecherische feige Soldat [...] Pyrgopolinices, Hauptmann *Mauerbrecher*«, »der elende Schmaruzer, der diesem um das Maul gieng, [...] Artotrogus, *Brockenschröter*«, »der Jüngling, welcher durch seinen Aufwand, besonders auf Pferde, den Vater in Schulden setzte, [...] Phidippides, Junker *Sparroß*«;³³ oder in der Schlegel/Tieck-Übersetzung der Shakespeare-Komödien: *Dull* und *Moth* zu *Dumm* und *Motte* (»Love's Labour's Lost«), *Pinch* zu *Zwick* (»The Comedy of Errors«), *Speed* zu *Flink* (»The Two Gentlemen of Verona«), die Feen *Pease-Blossom*, *Cobweb*, *Moth* und *Mustard-Seed* zu *Bohnenblüthe*, *Spinnweb*, *Motte* und *Senfsamen* (»A Midsummer-Night's Dream«), *Christopher Sly* zu *Christoph Schlau* (»The Taming of the Shrew«), *Shallow* und *Slender* zu *Schaal* (wörtlich »seicht, flach«) und *Schmächtig* (»The Merry Wives of Windsor«), *Touchstone* zu *Probststein* (»As You Like It«), *Sir Toby Belch* und *Sir Andrew Aguecheek* zu *Junker Tobias von Rülp* und *Junker Christoph von Bleichenwang* (»Twelfth-Night; Or, What You Will«), und schließlich *Elbow* und *Froth* zu *Elbogen* und *Schaum* (»Measure for Measure«).

Statt genuin komisch mögen diese übersetzten Namen oft einfach putzig klingen, so daß man Marius von Mayenburgs Verzicht auf solche Namen-übersetzungen gut nachvollziehen kann.

Ganz anders stellt sich die Übersetzungsproblematik bei den *suggestiven Namen* dar:

(ad C) *Klangsymbolische Namen*: Sie sind – mehr noch als *verkörperte Namen* – gänzlich unübersetzbar oder aber nur durch ganz andere Namen ersetzbar, etwa indem die lateinischen Anklänge von *Daradivadatuntarides* und *Horribilicribrifax* (Gryphius) oder die deutschen von *Gripsgraps*, *Pitschpatsch*, *Piffpaff*, *Pinkepank* und *Trilltrall* (Brentano) durch Anklänge an ganz andere Sprachen abgelöst werden.

(ad D) *Klassifizierende Namen*: Hier steht der Übersetzer z. B. vor der Alternative, ob er Boccaccios italienisch-griechische Hybridbildungen *Cimone*, *Efigenia*, *Lisimaco* und *Cassandra* beibehält³⁴ oder ob er sie durch die korrekten (oder traditionell latinisierten) griechischen Namen *Kimón*, *Iphigenie*, *Lysimachos* und *Kassandra* ersetzt.³⁵

33 Lessing, Hamburgische Dramaturgie (Anm. 19), S. 630 (90. Stück).

34 So in der Übersetzung: Giovanni Boccaccio: Das Dekameron, übers. v. Albert Wesselski, Leipzig 1983 (1909), S. 470–481.

35 So in der Übersetzung: Boccaccio: Das Dekameron, übertragen v. Karl Witte, durchges. v. Helmut Bode, Frankfurt a. M., Hamburg 1961 (Exempla classica, Bd. 32), S. 272–280.

Oder er muß darauf achten, die sozialen Charakterisierungsfunktion der klassifizierenden Namen auch in der Zielsprache zu bewahren, weswegen Lessing gegen die Namenübersetzung des Helden von Rousseaus »Nouvelle Héloïse«, *Saint-Preux*,³⁶ durch *Siegmund* protestierte:

Der Name *Siegmund* schmecket bei uns ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchterer, und auf den Ton der großen Welt aufmerksamer sein wollten.³⁷

In diesem Sinne betonte der Rezensent einer französischen Übersetzung von »Les années d'apprentissage de Guillaume Meister, par Goethe« (Coblenz, An IX [sc. 1800/01]):

daß entweder der *deutsche* Vorname des Helden, nach dem Beyspiel mehrerer englischen, und gerade des Vornamens *Wilhelm*, der in französischen Romanen gang und gäbe ist, beybehalten, oder ein anderer gewählt, jener aber, der im Französischen unedel oder platt klingt, in keinem Falle übersetzt werden müßte. So hatte *Gibbons* Freund, der verstorbene *Deyverdun*, in seiner französischen Uebersetzung von *Werthers Leiden* sich gehütet, den Freund, an welchen *Werthers* Briefe gerichtet sind, *Guillaume* zu nennen, wie er in einer frühern, höchst elenden Uebersetzung hieß.³⁸

Der italienische Übersetzer hat daraus (wie eingangs erwähnt) nach dem Vorbild einer weiteren französischen Übersetzung die aus heutiger Sicht groteske Konsequenz gezogen, die Romanfiguren der »Lehrjahre« generell umbenennen: *Wilhelm* in *Arturo*, *Mariane* in *Adolfina*, *Philine* in *Clotilde* etc. Daneben zeigt er aber eine Vorliebe für exotisch wirkende deutsche Namen: »Melina wird Waldorf, Augustin, der Harfner, heißt Adalbert (und erst am Ende, seiner italienischen Herkunft gemäß, Domenico), Therese ist Eliska.«³⁹

IV

Daß aber Namenübersetzungen innerhalb der literarischen Werke selbst eine Rolle spielen können, zeigt gerade einer der letztgenannten Namen, *Melina*, den der Übersetzer in *Waldorf* umbenannt hat. Denn in »Wilhelm Meisters

36 Jean-Jacques Rousseau: Julie, ou la Nouvelle Héloïse, in: Rousseau: Œuvres complètes II, éd. Bernard Gagnebin et Marcel Raymond, Paris 1964 (Bibliothèque de la Pléiade 153), S. 1–745.

37 Lessing, Hamburgische Dramaturgie (Anm. 19), S. 226 (8. Stück).

38 Allgemeine Literatur-Zeitung, Januar 1803, Sp. 142–144, hier Sp. 143 f.

39 Vgl. Rispoli (Anm. 2), S. 164.

theatralische Sendung«, dem ›Ur-Meister‹, ist der Name *Melina* das Produkt einer Übersetzung: Als nämlich Wilhelm Meister nach dem Verlust seiner Geliebten Mariane einem auf der Flucht gefangenen Liebespaar begegnete und dem jungen gefangenen Schauspieler Melina gegenüber ein *déjà vu*-Gefühl hatte, »rief er mit einer Art von augenblicklicher Inspiration aus: ei Herr Pfefferkuchen sind Sie es, den ich wieder finde? Und ist es möglich, daß ich Sie eine ganze halbe Stunde habe verkennen können?« Und der Erzähler knüpft daran die Reflexion:

Wenn es uns erlaubt ist, in seine Seele eine Mutmaßung zu wagen, so lag es wohl darin: jener Pfefferkuchen den er kannte, war eigentlich ein stumpfer, kurzer, enger Mensch, ohne die Grazie des Adels in seinen Bewegungen und Betragen. Sein Wesen war gemein wie sein Name, und außer einer starken Stimme, und einer gewissen Heftigkeit, womit er leidenschaftliche Rollen spielte, war nichts, was ihn einigermaßen ausgezeichnet hätte; und dieses Bild war in Wilhelms Seele geblieben.

Woraufhin sich zwischen ihnen der folgende Dialog anspricht:

Wie sind Sie zu dem ganz fremden Namen gekommen, sagte Wilhelm? Er ist so gar entfernt nicht von dem vorigen, antwortete jener. Namen haben einen großen Einfluß auf die Vorstellung der Menschen. Der meinige gab zu Spöttereien Anlaß, und er war mir selbst zuwider. Weil man auch an verschiedenen Orten Honigkuchen statt Pfefferkuchen sagt, so übersetzte ich ihn Melina, so bald ich Gelegenheit hatte, an einem fremden Orte zum ersten male aufzutreten. – Ich zweifle ob jemand die Etymologie herausfinden werde, versetzte Wilhelm.

Diese Episode schließt damit, daß der Erzähler fortfährt: »Melina, (welchen Namen wir ihm nicht mißgönnen wollen) fing darauf an, Wilhelmen seine ganze Geschichte zu erzählen, und dieser brennte vor Verlangen etwas näheres von Marianen zu hören [...].«⁴⁰ Jener Namenwechsel ist für die Gesamtstruktur des Romans so marginal, daß er der Umarbeitung der »Theatralischen Sendung« zu den »Lehrjahren« zum Opfer gefallen ist und der Übersetzer daher nichts von dem Hintergrund des Namens *Melina*, den er ahnungslos durch *Waldorf* ersetzt hat, wissen konnte.

Der Zweifel, »ob jemand die Etymologie herausfinden werde«, gilt erst recht für das zweite Beispiel dichtungsinterner Namenübersetzungen, die

40 Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meisters theatralische Sendung, in: Goethe: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, hg. v. Wilhelm Voßkamp u. Herbert Jau-mann unter Mitw. v. Almuth Voßkamp, Frankfurt a. M. 1992 (FA I 9), S. 108f. (2. Buch, Kap. 7).

hier, obwohl völlig verdeckt, eine wichtige strukturelle Funktion haben: Lessings »Nathan der Weise«. ⁴¹ Der Widerstreit der drei abrahamitischen Religionen ist hier durch die spannungsvollen Beziehungen der Hauptpersonen verkörpert, die sich am Ende – mit dem Titelhelden als Katalysator – als Verwandtschaftsbeziehungen enthüllen. Daß in diesem »Dramatischen Gedicht« Namenbedeutungen überhaupt eine Rolle spielen, erhellt (immerhin auf der Rückseite des Titelblatts des Dramenentwurfs) eine Notiz Lessings zum Namen der Amme:

NB für *Dinah* lieber *Daja*. Daja heißt, wie ich aus den Excerptis ex Abulfeda das Leben des Saladin betreffend, beim *Schultens* S. 4 sehe, soviel als *Nutrix*; und vermutlich, daß das Spanische *Aya* davon herkömmt, welches Covarruvias von dem Griechischen *αγω, παιδαγωγος* herleitet. Aber gewiß kömmt es davon nicht unmittelbar her, sondern vermutlich mittelst des Arabischen, welches wohl aus dem Griechischen könnte gemacht sein. ⁴²

Von der offenkundigen Unhaltbarkeit dieser etymologischen Herleitung einmal ganz abgesehen, dokumentiert dieses hingeworfene *nota bene* die enge Verflochtenheit von Lessings poetischer Namengebung mit seinen sprachwissenschaftlichen Interessen. Ja, wie sich zeigen wird, gehorcht diese im »Nathan« denselben Prinzipien, die auch seine Sprachforschungen bestimmt haben: »er synonymisiert und er etymologisiert.« ⁴³

Wenn sich im Laufe des Dramas enthüllt, daß Nathans Tochter *Recha* lediglich seine Adoptivtochter ist und daß ihr Taufname *Blanda von Filneck* war, so ruft der Tempelherr aus:

Blanda? Blanda? – Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? – Gott! Ihr verstoßt
Sie! gebt ihr ihren Christennamen wieder!
Verstoßt sie meinerwegen! – Nathan! Nathan!
Warum es sie entgelten lassen? Sie!⁴⁴

41 Gotthold Ephraim Lessing: Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht, in fünf Aufzügen (FAL IX, 483–627). – Hierzu und zum Folgenden vgl. Hendrik Birus: Das Rätsel der Namen in Lessings *Nathan der Weise*, in: Lessings »Nathan der Weise«, hg. v. Klaus Bohnen, Darmstadt 1984 (Wege der Forschung, Bd. 587), S. 290–327 (in diesem Band S. 73–106), sowie schon Birus, Poetische Namengebung (Anm. 10), S. 134–176.

42 Gotthold Ephraim Lessing: [Entwurf zu Nathan der Weise] (FAL IX, 631–658, hier 631).

43 Arthur Hübner: Lessings Plan eines Deutschen Wörterbuches, in: Hübner: Kleine Schriften zur deutschen Philologie, hg. v. Hermann Kunisch u. Ulrich Pretzel, Berlin 1940, S. 235–245, hier S. 244.

44 Lessing, Nathan der Weise (Anm. 41), S. 626 (V 8, v. 656–660).

Doch von einer Verstoßung kann bei diesem Namenwechsel nicht die Rede sein. Denn *Recha* ist die hebräische Entsprechung (zumindest hielt sie Lessing mit damaligen Lexika dafür) zu *Blanda*: »die Zarte, Sanfte«.

Komplizierter ist die Situation beim Tempelherrn, der sich als ihr Bruder entpuppt. Denn obwohl er behauptet: »Ich heiße selber ja nach meinem Vater: Curd | Ist Conrad«,⁴⁵ ist er weder auf den Namen *Curd* getauft, noch war *Conrad von Stauffen* sein Vater, sondern lediglich sein Onkel mütterlicherseits. Tatsächlich ist der Name des Tempelherrn aber *Leu von Filneck*, und sein Vater war *Assad*, der längst verschollene Bruder Sultan Saladins. Dennoch trifft sein Satz: »Ich heiße selber ja nach meinem Vater« die Wahrheit, denn *Leu* und arab. *Assad* bedeuten gleichermaßen »Löwe«. Und des Tempelherrn vorgeblicher Taufname *Curd*? Er ist nicht bloß die Kurzform von *Conrad*, sondern er läßt sich auch als Synonym des angenommenen christlichen Namens seines Vaters, *Wolf von Filneck*, verstehen, indem (wie Lessing seiner historischen Quelle entnehmen konnte) im Türkischen »der Name *Kurd* [...] einen Wolf bedeutet«. ⁴⁶ *Leu* und *Curd* sind also wörtliche Entsprechungen der väterlichen Namen *Assad* und *Wolf*. Hat Lessing generell die Personennamen im *Nathan* über ihre alltagssprachliche Funktion hinaus auch zur Charakterisierung ihrer Träger genutzt, so haben die Namen *Rechas*, des Tempelherrn und ihres Vaters noch die weitere Funktion, die Entfremdung, ja Selbstentfremdung der verstreuten Glieder dieser Familie, die in deren undurchsichtiger Mehrnamigkeit ihren Ausdruck findet, schon im voraus durch die Bedeutungsgleichheit ihrer polyglotten Namen symbolisch zu versöhnen. Freilich tritt diese prästabilisierte Harmonie der Namenkonstellation nirgends an die Oberfläche der Handlung, ihr durchgeführter Funktionalismus bleibt für Leser oder Zuschauer völlig verdeckt.

Daß solche kryptischen Namenstrategien auch ganz andere Funktionen haben können, zeigen gerade die späten Romane Vladimir Nabokovs, in dessen Roman »Pale Fire«⁴⁷ sich anagrammatische »Spiegel-Namen«, wie *Jakob Gradus* und *Sudarg of Bokay*, *Kinbote* und *Botkin*, *Nodo* und *Odon*, und polyglotte Namenentsprechungen, wie *Jakob Gradus*, »alias Jack Degree, de Grey, d'Argus, Vinogradus, Leningradus, etc.«⁴⁸ oder russ. *Izumrudov* = engl. *Emerald*, die Wage halten, oder in dessen »Family Chronicle« »Ada or Ardor« die aus verschiedensten Sprachen stammenden Namen der Doktoren *Lapi-*

45 Ebd., S. 565 (III 9, v. 686 f.).

46 [François Louis Claude Marin]: Des Herrn Marins Geschichte Saladins, Sulthans von Egypten und Syrien, aus dem Frz. übs. (v. E. G. Küster), Th. I, Zelle 1761, S. 56.

47 Vladimir Nabokov: *Pale Fire*, New York 1980 (1962).

48 Ebd., S. 307 (»Index«).

ner, Krolík, Seitz, Coniglietto, Nikulin/Kunikulinov und Lagosse allesamt auf ›Kaninchen‹ verweisen.⁴⁹ Kein Wunder, daß sie die Übersetzer vor kaum lösbarer Aufgaben stellen – es sei denn, sie lassen alle Namen, wie sie sind. | 71

V

Doch kehren wir noch einmal zurück zu unserer Leitfrage nach der Übersetzbarkeit literarischer Namen. Die Antwort fällt ja je nach Namentyp höchst verschieden aus. Da eine Typologie als solche aber von vornherein keine disjunkte Klassifikation nach Merkmalen anstrebt,⁵⁰ gibt es hier eine Fülle von Mischformen zwischen den Namentypen: Etwa die Verwendung *klassifizierender* griechischer Personennamen in Hölderlins Briefroman »Hyperion oder der Eremit in Griechenland«, die zugleich, wie der aus Platons »Symposion« entlehnte Name *Diotima*, als *verkörperte* Namen und dank ihrer wörtlichen Bedeutung, wie *Hyperion* (»Hyperion: die Sonne, weil sie über uns dahingeht« [Hesych]) und *Adamas* (als Negation von δάμνημι: »unbezwinglich«, »Stahl, Diamant«), als *redende* Namen aufzufassen sind.⁵¹ Ebenso die satirisch-parodistische Verwandlung des *verkörperten* Namens des antiken Aristoteles-Kommentators *Simplicius* in den *redenden* Namen *Simplicio* dank der unverkennbaren Anspielung auf mlat. *simplex* (»einfältig«) in Galileo Galileis »Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische«⁵² oder die Verballhornung des *verkörperten* Namens *Klopstock* zu einem *redenden* Namen in Brentanos »Märchen von dem Schulmeister Klopstock und seinen fünf Söhnen«⁵³

49 Vgl. Nabokovs nachträgliche Anmerkung für die deutsche Übersetzung »Ada oder das Verlangen. Aus den Annalen einer Familie«, übers. v. Uwe Friesel u. Marianne Therstappen, Reinbek b. Hamburg 1974, S. 561.

50 Zur wissenschaftstheoretischen Problematik von ›typologischen‹ vs. ›taxonomischen Klassifikationen‹ vgl. Carl G. Hempel: *Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science*, Chicago, Ill. 1952 (*International Encyclopedia of Unified Science*, vol. II,7), S. 46–54, u. Carl G. Hempel: *Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science*, New York, London 1965, S. 151 f. u. 157 ff.; sowie schon die mittlerweile klassische Arbeit von Carl G. Hempel u. Paul Oppenheim: *Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie*, Leiden 1936, bes. S. 5 ff. u. 103 ff.

51 Vgl. Jochen Schmidts Kommentar in: Hölderlin, *Werke und Briefe* (Anm. 32), Bd. 2, S. 965–969.

52 Galileo Galilei: *Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo, tolemaico, e copernicano*, Pordenone 1988.

53 Brentano, *Märchen* (Anm. 14), S. 439–483.

oder schließlich die Verfremdung der *verkörperten* Namen der Nazi-Größen Röhm, Goebbels und Göring zu den italianisierenden (also *klassifizierenden*) »Mafia«-Namen *Roma*, *Givola* und *Giri* in Brechts »Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui«. ⁵⁴ Für solche Mischformen zwischen den vier Namentypen kann es keine übersetzerischen Patentlösungen geben, sondern der Übersetzer wird stets aufs neue entscheiden müssen, auf welche Komponente er in der Zielsprache am ehesten verzichten und wodurch er sie substituieren kann: »[...] der Mittelweg ist der einzige, der nicht nach Rom führt«. ⁵⁵

54 Bertolt Brecht: Stücke 7, bearb. v. Michael Voges, Berlin, Weimar u. Frankfurt a. M. 1991 (BFA 7), S. 7–112.

55 Arnold Schönberg: Vorwort zu »Drei Satiren für gemischten Chor. Opus 28«, in: Schönberg: Sämtliche Werke, begründet v. Josef Rufer, hg. v. Rudolf Stephan, unter Mitarb. v. Reinhold Brinkmann [u. a.], Abt. V, Reihe A, Bd. 18: Chorwerke I, hg. v. Tadeusz Okuljar, Mainz u. Wien 1980, S. 65–107, hier S. 66.

Das Rätsel der Namen in Lessings »Nathan der Weise«

Ein unaufgelöstes Rätsel im Zentrum von Lessings »Nathan«? – Allein schon die Frage muß all den Lessing-Interpreten befremdlich erscheinen, die in diesem »Dramatischen Gedicht« seit je ein Muster von Transparenz erblickt haben; und vollends ein Rätsel um Namen?¹ Kann man doch kaum geringschätzig von *Namen* sprechen als Lessing. Etwa, wenn er Eschenburg von seinem üblen Befinden berichtet und sarkastisch hinzufügt: »Es soll zwar nur ein Flußfieber seyn. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heissen, die uns das Leben so unangenehm machen!« (29.12.1779; LM XVIII, 328), wenn er mit Bezug auf die anonyme »Laokoon«-Rezension Garves bemerkt: »Ich denke, daß ich den Namen des Recensenten schon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Person werde ich doch nicht kennen lernen« (an Nicolai, 26.5.1769; LM XVII, 289f.) oder wenn er im »9. Anti-Goeze« ausruft: »Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind!« (LM XIII, 198).

Gewiß resultiert dieser wegwerfende Ton auch aus der Situationsbezogenheit derartiger Äußerungen: so im »Anti-Goeze« aus der Absicht, den Namen des Fragmentisten (vor allem mit Rücksicht auf dessen Nachkommen) unter keinen Umständen preiszugeben. Doch hatte Lessing schon in den »Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele« betont: »Der Name ist etwas sehr willkührliches« (LM VI, 53) – entsprechend der generellen These des »Laokoon«, daß »die Zeichen der Rede willkührlich sind« (LM IX, 101). Positiv heißt dies in der »Hamburgischen Dramaturgie« (21. Stück): »Die Namen sind der Unterscheidung wegen« (ebd., 271); ja noch in einem »Bibliolatrie«-Entwurf hat Lessing daran festgehalten, daß »Taufnamen [...] nicht zum Charakterisiren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden« (LMXVI, 471).

Auf nichts anderes läuft ja auch sein Gedicht »Die Namen« hinaus, das gleich einer Rokokoarabeske die nüchterne Auffassung der Namen als bloßer Identifikationsmarken umspielt:

1 Zum Folgenden vgl. detaillierter Hendrik Birus: Poetische Namengebung. Zur Bedeutung der Namen in Lessings »Nathan der Weise«, Göttingen 1978, bes. S. 54–89.

Ich fragte meine Schöne:
 Wie soll mein Lied dich nennen?
 Soll Dich als Dorimene,
 Als Galathee, als Chloris,
 Als Lesbia, als Doris,
 Die Welt der Enkel kennen?
 Ach! Namen sind nur Töne:
 Sprach meine holde Schöne.
 Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
 Und Galathee und Chloris,
 Und – wie du willst mich nennen;
 Nur nenne mich die Deine.
 (LMI, 62)

Doch dies ist nur die eine Seite der Medaille; bleibt doch Lessing durchaus nicht dabei stehen, die Namen als »etwas sehr willkürliches« einzustufen, sondern er fragt darüber hinaus, inwiefern sie eigentlich den Dingen »zukommen« (vgl. LM VI, 53). Denn ungeachtet der (vor allem im Anschluß an Locke und Condillac erfolgten) Inthronisierung des Sprachgebrauchs als »natürlichen, notwendigen und ausschließlichen Gesetzgebers« der Sprachen² hat Lessing stets an der Überzeugung festgehalten, »daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist« (»Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm«, LM XI, 215). Die Erforschung solcher »Gründe« aber ist Aufgabe der Etymologie.

Wird diese allerdings noch in Johann Georg Wachers (von Lessing häufig zitiertem) »Glossarium Germanicum« mit dem enthusiastischen Lobpreis bedacht:

Die *Etymologie* verheißt kraft des Namens »etyma«, das heißt *Wahrheiten*. Wie erhaben ist dies und wie großartig! Was kann dem Menschen Menschlicheres verheißen werden, als daß er die Wahrheit seiner Wörter erkenne? Dem Menschen, sage ich, der sich durch nichts stärker von den Tieren unterscheidet als durch den Gebrauch der Vernunft und der Sprache?³

2 Vgl. *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, mis en ordre et publié par Diderot et d'Alembert*, T. 9, Neufchâtel [vielmehr Paris] 1765, S. 249–266, s. v. »Langue, (Gramm.)« [Beauzée/Douchet], hier S. 249.

3 »*Etymologia* vi nominis ἔτυμα, hoc est, *Vera* promittit. Quam grande hoc est, & quam magnificum! Quid homini promitti humanius, quam ut verborum suorum veritatem intelligat? Homini inquam qui nulla re magis quam rationis & lingue usu a brutis distat?« (Johann Georg Wacher: *Glossarium Germanicum* [...], Leipzig 1737, Prolegomena I, 4.) (Übs. von mir.)

so bleibt davon bei Lessing nur noch die verklausulierte Annahme: es sei »nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet« (Briefe, antiquarischen Inhalts, 47; LM X, 395). Und dementsprechend lautet Lessings selbstironisch-distanzierte Apologie für »seine liebe Etymologie« eher wie ein Geständnis:

Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat. (Ebd., 391 f.)

Diese Überzeugung von der Geringfügigkeit des etymologischen Studiums im Vergleich zum Studium der Dinge hat Lessing jedenfalls nicht daran gehindert, sich immer wieder ausgiebig mit etymologischen Problemen zu beschäftigen. Man denke nur an seine sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, wie die »Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. A« (LM XVI, 84–88), die »Vergleichung Deutscher Wörter und Redensarten mit fremden« (ebd., 65–77) oder die verschollene Abhandlung »Ueber die Aehnlichkeit der Griechischen und Deutschen Sprache, zur Erleichterung der erstern, und Verbesserung der letztern«, in denen so riskante Ableitungen wie »Ehre von ερις«⁴ durchaus keine Seltenheit darstellen.

Doch getreu dem Satz: »Wer mit Wortgrübeleien sein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende« (Ueber eine zeitige Aufgabe; LM XVI, 295), spielen etymologische Spekulationen auch in anderen Bereichen von Lessings geistiger Produktivität eine erhebliche Rolle. So nehmen die »Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm« ihren Ausgang von der etymologischen Deutung des *Epigramms* als »Aufschrift« und gelangen damit zu einer Erklärung des Sinngedichts und seiner zweiteiligen Form (vgl. LM XI, 214 ff.). So mündeten die Freymäurer-Gespräche »Ernst und Falk«, ungeachtet ihrer Geringschätzung für den bloßen Namen eines *Freymäurers*

4 Vgl. K[arl] G[otthelf] Lessing: Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse, Th. 1–3, Berlin 1793–1795, hier Th. 3, S. XV.

(»Weil man etwas seyn kann, ohne es zu heissen«), in eine umfangreiche Erörterung über den Ursprung ebendieses Namens und seine wahre Bedeutung (vgl. LM XIII, 365 u. 406 ff.).⁵ Ja, Lessing widmet sogar den gesamten »47. Antiquarischen Brief« der Etymologie von *Camee*, um auf diese Weise zu klären, welche Art von Steinen so »geheissen hat und eigentlich heissen sollte« (LM X, 398).

Dabei erstreckt sich das Feld solcher etymologischen Untersuchungen durchaus auch auf Eigennamen im engeren Sinne. Man denke nur an Lessings entsprechende Bemerkungen über den Ursprung des Amazonas-Namens *Maranjon* (LM XIV, 125 ff.) und des Volksnamens der *Bergamasker* (LM XVI, 237), des ›Zunamens‹ *Plautus* (LM IV, 63) und des Namens des Scholastikers *Petrus Abaelardus* (LM XVI, 212 f.), vor allem aber an seine mit detektivischem Spürsinn durchgeführte Aufdeckung des hinter einem gelehrten Pseudonym verborgenen Verfassers der »Geschichtklitterung«:

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des Rabelais, Huldreich Elliposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ελλοψ heißt stumm, und ist bey den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἔλλοποσκληρος* folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fische getroffen, der von Fischart ist.

* Von dem angeführten Ελλοψ nehmlich, und κληρος das Loos; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ελλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es so viel heisse, als Fischhart, zusammengezogen Fischart. (»Briefe, die neueste Litteratur betreffend«, Beschluß des 18. Briefes; LM VIII, 46 f.)

Kein geringer Aufwand an Gelehrsamkeit und »wissenschaftliche[m] Witz«⁶ für die Aufklärung von bloßen Namen – nach Lessings eigenen Worten: »ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind!«

Mangelt es also nicht an Zeugnissen für Lessings onomastische Interessen überhaupt, so hat er sich besonders eingehend mit dem Problem der Namen in der Dichtung beschäftigt; ja, man wird wohl bis zu Proust gehen müssen,

5 Vgl. hierzu Hendrik Birus: Lessings Widmungen (mit einem Handschriftenfaksimile), in: Lessing Yearbook 13, 1981, S. 175–208, bes. S. 185 ff (in diesem Band S. 150–182, bes. S. 165 ff.).

6 Friedrich Schlegel: Lessings Gedanken und Meinungen, in: F. Schlegel: Charakteristiken und Kritiken II (1802–1829), hg. u. eingel. v. Hans Eichner, München, Paderborn, Wien u. Zürich 1975 (KFS I 3), S. 46–102, hier S. 84.

um eine vergleichbar gründliche theoretische Fundierung der Praxis dichterischer Namengebung anzutreffen. Und zwar erfolgt diese bei Lessing vor allem in Gestalt einer Auslegung von Aristoteles' Bemerkungen über den Allgemeinheitsbezug und den unterschiedlichen Gebrauch der Personennamen in Tragödie und Komödie.

In der Tragödie nämlich haben die *überlieferten* (oder wie Lessing zumeist übersetzt; *wahren*) *Namen* – dem 9. Kapitel der »Poetik«⁷ zufolge – die Funktion, die Möglichkeit der dargestellten Handlung zu bekräftigen:

aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, was nie geschehen, da hingegen was geschehen, offenbar möglich seyn muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. (Hamburgische Dramaturgie, 89; LM X, 161)

Und zugleich liegt ihr Vorzug für Lessing vornehmlich darin, daß »wir schon gewohnt sind, bey diesen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeigt« (Hamburgische Dramaturgie, 91; ebd., 171). Der Tragödienschreiber verfolge also bei der Wahl von Namen wie *Regulus*, *Cato* oder *Brutus* keineswegs den Zweck, »uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen [...]: sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen« (ebd., 170f.); mit anderen Worten: »die Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind« (Hamburgische Dramaturgie, 24; LM IX, 282 f.).

Dagegen werden in der Komödie, wie Aristoteles ganz unmißverständlich sagt, *beliebige Namen* gebraucht. Doch entsprechend seiner Generalthese von der Allgemeinheit der poetischen Eigennamen übersetzt dies Lessing sehr kühn mit *redende Namen* – »Namen, welche, vermöge ihrer grammatischen Ableitung und Zusammensetzung, oder auch sonstigen Bedeutung, die Beschaffenheit dieser Personen ausdrückten [...]; Namen, die man nur hören durfte, um sogleich zu wissen, von welcher Art die seyn würden, die sie führen« – und erläutert dies an Beispielen aus der Alten Komödie:

Der großsprecherische feige Soldat hieß nicht wie dieser oder jener Anführer aus diesem oder jenem Stamme: er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmaruzer, der diesem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewisser armer Schlucker in der Stadt: er hieß

7 Aristoteles: De arte poetica liber, rec. Rudolf Kassel, Oxford 1968 (1965), S. 15f. (dt. Übs. v. Manfred Fuhrmann: Aristoteles: Poetik. Griech. / Dt., Stuttgart 1982, S. 28–31).

Artotrogus, Brockenschröter. Der Jüngling, welcher durch seinen Aufwand, besonders auf Pferde, den Vater in Schulden setzte, hieß nicht, wie der Sohn dieses oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Spaarroß. (Hamburgische Dramaturgie, 90; LM X, 165 u. 166)

Mag dies auch einer Aristoteles-Usurpation gleichkommen, da in der »Poetik« an keiner Stelle von so etwas wie ›redenden Namen‹ gesprochen wird, so kann sich Lessing hingegen mit vollem Recht auf die Namengebung in der Neuen Komödie und ihren römischen Nachahmungen berufen: daß nämlich »die Namen bey dem Plautus und Terenz [...], der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf sonst etwas [haben], was diese Personen mit mehrern gemein haben können; wenn wir schon solche Etymologie nicht immer klar und sicher angeben können« (ebd., 166).

Ist es also unzweifelhaft eine (freilich traditionsreiche) Überinterpretation des Aristotelischen Textes (poet. 1451b8 ff.), wenn Lessing aus ihm die allgemeine Bestimmung herausliest, »daß die Poesie auf dieses Allgemeine der Personen mit den Namen, die sie ihnen ertheile, ziele, (οὐ στοχαζεται ἢ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη;)« (Hamburgische Dramaturgie, 89; LM X, 162 u. ö.), so beschreibt dies doch aufs klarste eine Haupttendenz von Lessings eigener Namengebungspraxis. Und wie diese – anknüpfend an Mischformen wie das ›rührende Lustspiel‹ und das ›bürgerliche Trauerspiel‹ – zunehmend auf eine Einebnung der unterschiedlichen Namengebungskonventionen in Komödie und Tragödie hinausläuft, so vollendet sich diese Ausgleichstendenz in Lessings letztem Drama mit der programmatisch-neutralen Gattungsbezeichnung »Ein dramatisches Gedicht«, dessen Namengebung schon auf den ersten Blick das ganze Spektrum von ›überlieferten Namen‹, wie denen des *Sultan Saladin* und dessen Schwester *Sittah*, über die einem bloßen Lokalkolorit dienenden ›klassifizierenden Namen‹ von Saladins Untergebenen *Emir Mansor*, *Abulkassem* und *Ibrahim* bis hin zu verschiedensprachigen ›redenden Namen‹, wie denen des Tempelherrn *Leu*, seiner Schwester *Blanda* oder des Klosterbruders *Bonafides*, umfaßt.⁸

8 Zur Terminologie vgl. inzwischen Hendrik Birus: Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen, exemplifiziert an Heißenbüttels Namenspektrum, in: Namen in deutschen literarischen Texten des Mittelalters. Vorträge. Symposium Kiel, 9.–12.9.1987, hg. v. Friedhelm Debus u. Horst Pütz, Neumünster 1989, S. 17–41 (in diesem Band S. 37–57.) Weiterführend Jost Schillemeit: Namen, Poesie und Geschichte. Gedanken zu Hendrik Birus' Buch über »poetische Namengebung« (1982), in: Schillemeit: Studien zur Goethezeit, hg. v. Rosemarie Schillemeit, Göttingen 2006, S. 584–599.

Wie aber verhält es sich mit den übrigen, vor allem orientalischen Namen im »Nathan« – besonders denen des Titelhelden und seiner angenommenen Tochter sowie von deren Angehörigen?⁹ Dies ist um so weniger eine müßige Frage, als das Namen-Motiv geradezu eine Schlüsselrolle in diesem Drama innehat. Ist doch hier weit häufiger als in irgendeinem vergleichbaren Stück davon die Rede, welchen Namen jemand führe (wer er »sei«, wie er »heiße«, »genannt werde« oder »sich nenne« etc.), und wird doch der dramatische Knoten gerade dadurch geschürzt, daß die eindeutig identifizierende Funktion der Personennamen durch die unaufgeklärte Mehrnamigkeit der beiden jugendlichen Hauptpersonen und ihres unbekanntes Vaters aufs empfindlichste gestört erscheint. Ja, durch die ganz unterschiedliche Sprachzugehörigkeit ihrer vermeintlichen Namen werden die verstreuten Familienmitglieder gegensätzlichen religiösen Gemeinschaften zugeordnet, so daß erst die Entdeckung der wahren Namen die Verwandtschaft der Protagonisten – mit der bezeichnenden Ausnahme Nathans – als wahren Grund ihrer für sie selbst unerklärlichen Sympathie enthüllt. Denn wer hätte vermuten können, daß *Wolf von Filneck* ein Bruder *Saladins* war oder daß *Curd von Stauffen* und *Recha* Geschwister sind?

Was es nun mit diesen Namen auf sich haben könnte, dafür sind wir glücklicherweise nicht auf bloße Spekulationen angewiesen. Denn an exponierter Stelle, auf der Rückseite des Titelblatts des »Nathan«-Entwurfs, findet sich die folgende Notiz, die so etwas wie einen Ariadnefaden durch jenes Namenlabyrinth an die Hand zu geben vermag:

NB für Dinah lieber Daja, Daja heißt, wie ich aus den *Excerptis ex Abulfeda* das Leben des Saladin betreffend, beym Schultens S. 4 sehe, soviel als Nutrix; und vermuthlich, daß das Spanische Aya davon herkömt, welches Covarruvias von dem Griechischen *αγω, παιδαγωγος* herleitet. Aber gewiß kömt es davon nicht unmittelbar her, sondern vermuthlich vermittelst des Arabischen, welches wohl aus dem Griechischen könnte gemacht seyn. (LM XXII/1, 89)

Von der offenkundigen Unhaltbarkeit dieser etymologischen Herleitung einmal ganz abgesehen, dokumentiert dieses hingeworfene *nota bene* in ganz einzigartiger Weise die enge Verflochtenheit von Lessings poetischer Namengebung mit seinen sprachwissenschaftlichen Interessen, die freilich in seinen letzten Lebensjahren kaum noch einen nennenswerten schriftlichen Niederschlag gefunden hatten. Ja, wie sich zeigen wird, gehorcht die Namengebung im »Nathan« letztlich denselben Prinzipien, die auch seine Sprachforschungen bestimmt haben: »er synonymisiert und er etymologi-

9 Vgl. hierzu Birus, Poetische Namengebung (Anm. 1), S. 90–193.

siert.«¹⁰ Vor allem aber bezeugt jene *Daja*-Notiz ganz unwiderleglich, daß es Lessing bei der Wahl bestimmter hebräischer oder arabischer Namen für den »Nathan« keineswegs bloß um den »orientalische[n]Ton« (vgl. seinen Brief an Ramler, 18.12.1778; LM XVIII, 296) gegangen ist, und liefert zugleich den Schlüssel zur Aufklärung von deren Herkunft und Bedeutung. Denn wenn auch Lessings orientalische Sprachkenntnisse nicht über das Hebräische hinausgingen, so hatte er doch seinen in den Vorstudien zum »Nathan« exzerpierten orientalistischen Quellen (vgl. LM XXII/1, 113 ff.) eine ganze Reihe von Namen samt deren wörtlicher Übersetzung für sein »Dramatisches Gedicht« entnehmen können: *Melek* (»König«), *Assad* (»Löwe«), *Kurd* (»Wolf«), *Mansor* (»Sieger«), *Al-Hafi* (»Barfüßer«) etc.;¹¹ ja, selbst der in der Exposition der Ringparabel apostrophierte »schöne« Sultans-Titel »Verbesserer der Welt und des Gesetzes« (III, 386)¹² geht unmittelbar auf die (von Lessing exzerpierte) Übersetzung der Namensform *Ṣalāḥ ad-Dunyā wa'd-Dīn* zurück (vgl. ebd., 114).

Durch einen Vergleich mit der Namengebung der ersten Entwürfe zum »Nathan« läßt sich dabei Lessings Tendenz erkennen, die zunächst wohl bloß des »orientalischen Tons« wegen gewählten Namen – entsprechend dem aus der Aristotelischen »Poetik« herausgelesenen Allgemeinheitspostulat für die poetische Namengebung – nach Möglichkeit semantisch aufzuladen und sie so über ihre allgemein sprachübliche identifizierende und (etwa nach Geschlecht und Religionszugehörigkeit) klassifizierende Funktion hinaus zur direkten Personencharakterisierung zu nutzen: sei es (wie die obengenannten) als »redende Namen« auf Grund ihrer wörtlichen Bedeutung, sei es als »überlieferte Namen« dank der Assoziation bestimmter historischer oder literarischer Figuren (wie des Sultans *Saladin* und seiner Schwester oder des Kalenders *Al-hafi* aus Wielands »Geschichte des Weisen Danischmend«) oder aber als beides zugleich – wie vor allem beim Namen des Titelhelden *Nathan der Weise*.

Freilich hat Lessing das Bedeutungspotential dieses wie der übrigen Namen nach außen eher zu verbergen oder zumindest herunterzuspielen gesucht; etwa wenn er in einem Brief an Herder betont:

Ich will hoffen, daß Sie weder den Prophet Nathan, noch eine Satyre auf Goetzen erwarten. Es ist ein Nathan, der beym Boccz (*Giornata 1. Novella 3.*)

10 Arthur Hübner: Lessings Plan eines Deutschen Wörterbuches, in: Hübner: Kleine Schriften zur deutschen Philologie, hg. v. Hermann Kunisch u. Ulrich Pretzel, Berlin 1940, S. 235–245, hier S. 244.

11 Vgl. hierzu die als Anhang (S. 103–106) gegebene Übersicht über Namensvorbilder und Bedeutung der einzelnen Namen in Lessings »Nathan der Weise«.

12 Zitate aus Lessings »Nathan der Weise« werden mit bloßer Angabe der Akt- und Verszahl nachgewiesen.

Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. *Introite, et hic Dii sunt!* kann ich in-deß sicher meinen Lesern zurufen, die dieser Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte. (10.1.1779; LM XVIII, 301f.)

Doch dem theologisch wohlbewanderten Adressaten dürfte die hintergründige Ironie dieser Auskunft schwerlich entgangen sein. Denn jener alttestamentliche Priesterkönig *Melchisedek* (Gen. 14,18–20 und Ps. 110,4), auf den Lessing hier offenkundig anspielt, wird im Hebräerbrief als Typus Christi gerühmt, als welcher er denn auch keineswegs (wie Lessing leicht blasphemisch formuliert) »ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen« werde, sondern »er ist ohne Vater, ohne Mutter, ohne Stammbaum und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens. So gleicht er dem Sohne Gottes und bleibt Priester in Ewigkeit.« (Hebr. 7,2f.)¹³ Schwer vorstellbar, daß Lessing seinem weisen jüdischen Kaufmann »diesen Namen nur immer hätte lassen können«.

Neben der typologischen Bedeutung dieses Namens dürfte es aber nicht minder seine wörtliche Bedeutung gewesen sein, die Lessing zur Umbenennung der Boccaccioschen Titelfigur bewogen hat, würde es doch der Intention der Ringparabel völlig zuwiderlaufen, wenn ihr Erzähler ausgerechnet den Namen eines »Königs der Gerechtigkeit« führte, wie *Melchisedek* im Hebräerbrief (7,2) übersetzt wird. Denn anders als Boccaccios weiser Jude, der schließlich doch noch ein – wenn auch unentschiedenes – Urteil gesprochen hatte, weigert sich dieser bei Lessing, überhaupt einen Richterspruch zu fällen, und provoziert so den Sultan zu der Einsicht, daß dieser Richterstuhl auch nicht der seine ist. In Lessings »Dramatischem Gedicht« gibt es keinen »König der Gerechtigkeit«.

Im Gegensatz zu dem allzu bedeutungsschweren und auch prosodisch ungünstigen Namen *Melchisedek* ist *Nathan* ein ganz schlichter und häufig gebrauchter jüdischer Name, der von dem hebräischen Verb *nātān* »er hat gegeben« abgeleitet ist; und diese Namensbedeutung des »Gebers« stimmt vollkommen mit der vielgerühmten »Milde« des Lessingschen Nathan überein – wie ja schon das Exempel unübertrefflicher Freigebigkeit in Boccaccios »Decameron« (X,3)¹⁴ nicht von ungefähr den Namen *Natan* tragen dürfte.

13 Hier wie bei den übrigen Bibelziten folge ich der Übersetzung in: Die Bibel. Nach Martin Luthers Übersetzung. Jubiläumsausg., Stuttgart 2017, hier: Das Neue Testament, S. 267.

14 Giovanni Boccaccio: Decameron, hg. v. Vittore Branca, Mailand 1998 (1985), S. 816–823.